

RUHRSTAHL

Werkzeitschrift



WERKE: WITTEN, HATTINGEN, GELSENKIRCHEN, DÜSSELDORF-OBERKASSEL, ANNEN, BRACKWEDE

14. Jahrgang

15. September 1939

Nummer 19



022120/15

Aufn.: H. Liebetrau

Schöne deutsche Heimat —
wir werden dich schützen, wir werden dich verteidigen!

Das Rheinland: Drachensfels mit Königswinter



Waffenträger der Nation

Aufnahme: Karloska

Aufruf des Führers an das deutsche Volk

Der Führer erläßt folgenden Aufruf an das deutsche Volk:

„Seit Jahrhunderten hat England das Ziel verfolgt, die europäischen Völker der britischen Weltoberoberungspolitik gegenüber dadurch wehrlos zu machen, daß ein Gleichgewicht der Kräfte proklamiert wurde, nachdem England das Recht in Anspruch nahm, den ihm jeweils am gefährlichsten erscheinenden europäischen Staat unter fadenscheinigen Vorwänden anzugreifen und zu vernichten. So hat es einst die spanische Weltmacht bekämpft, später die holländische, dann die französische und seit dem Jahre 1871 die deutsche. Wir selber sind Zeugen gewesen des von England getriebenen Einkreisungskampfes gegen das Deutschland der Vorkriegszeit.

So wie sich das Deutsche Reich unter seiner nationalsozialistischen Führung von den furchtbaren Folgen des Versailler Diktats zu erholen begann und die Krise zu überstehen drohte, setzte die britische Einkreisung sofort wieder ein.

Die uns seit dem Weltkrieg bekannten britischen Kriegsheher wollen nicht, daß das deutsche Volk lebt.

Sie haben vor dem Weltkrieg gelogen, daß ihr Kampf nur dem Hause Hohenzollern oder dem deutschen Militarismus gelte, daß sie keine Absichten auf deutsche Kolonien hätten, daß sie nicht daran dächten, uns die Handelsflotte zu nehmen, und sie haben dann das deutsche Volk unter das Versailler Diktat gezwungen. Die getreue Erfüllung dieses Diktats hätte früher oder später 20 Millionen Deutsche ausgerottet.

Ich habe es unternommen, den Widerstand der deutschen Nation dagegen zu mobilisieren und in einer einmaligen friedlichen Arbeit dem deutschen Volk wieder Arbeit und Brot zu sichern. In eben dem Ausmaße aber, in dem die friedliche Revision des Versailler Gewaltdiktats zu gelingen schien und das deutsche Volk wieder zu leben begann, setzte die neue englische Einkreisungspolitik ein. Die gleichen Kriegsheher wie von 1914 traten auf.

Ich habe England und dem englischen Volk zahlreiche Male die Verständigung und die Freundschaft des deutschen Volkes angeboten. Meine ganze Politik war auf dem Gedanken dieser Verständigung aufgebaut. Ich bin stets zurückgestoßen worden, und unter heuchlerischen Erklärungen und immer neuen Vorwänden suchte man den deutschen Lebensraum einzuengen und uns da, wo wir niemals britische Interessen bedrohten, das eigene Leben zu erschweren oder zu unterbinden.

England hat Polen zu jener Haltung veranlaßt, die eine friedliche Verständigung unmöglich machte, und es hat durch seine Garantieerklärung der polnischen Regierung die Aussichten eröffnet, ohne jede Gefahr Deutschland zu provozieren, ja angreifen zu dürfen.

Die britische Regierung hat sich daher in einem getäuscht: Das Deutschland des Jahres 1939 ist nicht mehr das Deutschland von 1914! Und der Kanzler des heutigen Reiches heißt nicht mehr Bethmann-Hollweg.

Ich habe schon in meiner Rede zu Saarbrücken und in Wilhelmshaven erklärt, daß wir uns gegen die britische Einkreisungspolitik zur Wehr setzen werden. Ich habe vor allem keinen Zweifel darüber gelassen, daß trotz aller Geduld und Langmut die polnischen Angriffe gegen Deutschland sowohl als gegen die Freie Stadt Danzig ein Ende finden müssen.

Gestärkt durch die britische Garantieerklärung und die Versicherungen britischer Kriegsheher hat Polen geglaubt, diese Warnungen in den Wind schlagen zu dürfen. Seit zwei Tagen kämpft nun die deutsche Wehrmacht im Osten, um die Sicherheit des Reichsgebietes wieder herzustellen. Der polnische Widerstand wird von unseren Soldaten gebrochen. England aber kann glauben: Heute sind im Deutschen Reich 90 Millionen Menschen vereint.

Sie sind entschlossen, sich von England nicht abwürgen zu lassen.

Sie haben nicht wie England 40 Millionen Quadratkilometer auf dieser Erde durch Kriege erobert, aber sie haben den Willen, auf dem Boden, der ihnen gehört, zu leben und sich dieses Leben von England auch nicht nehmen zu lassen.

Wir wissen, daß nicht das britische Volk im ganzen für all dies verantwortlich gemacht werden kann. Es ist jene jüdisch-plutokratische und demokratische Herrschicht, die in allen Völkern der Welt nur gehorsamste Sklaven sehen will, die unser neues Reich haßt, weil sie in ihm Vorbilder einer sozialen Arbeit erblickt, von der sie fürchtet, daß sie ansteckend auch in ihrem eigenen Lande wirken könnten.

Den Kampf gegen diesen neuen Versuch, Deutschland zu vernichten, nehmen wir nunmehr auf. Wir werden ihn mit nationalsozialistischer Geschlossenheit führen. Die britischen Geld- und Machtpolitiker aber werden erfahren, was es heißt, ohne jeden Anlaß das nationalsozialistische Deutschland in den Krieg ziehen zu wollen.

Ich war mir seit Monaten bewußt, daß das Ziel dieser Kriegsheher ein schon seit langem gefaßtes war. Die Absicht, bei irgendeiner günstigen Gelegenheit Deutschland zu überfallen, stand fest. Mein Entschluß aber, diesen Kampf zu führen und zurückzuschlagen, steht noch fester. Deutschland wird nicht mehr kapitulieren! Ein Leben unter einem zweiten noch schlimmeren Diktat von Versailles hat keinen Sinn.

Sklavenvolk sind wir nicht gewesen und wollen wir auch in Zukunft nicht sein!

Was immer Deutsche in der Vergangenheit für den Bestand unseres Volkes und unseres Reiches an Opfern bringen mußten, sie sollen nicht größer gewesen sein als jene, die wir bereit sind, heute auf uns zu nehmen. Dieser Entschluß ist ein unerbittlicher.

Er bedingt daher einschneidende Maßnahmen, er zwingt uns vor allem ein Gesetz auf:

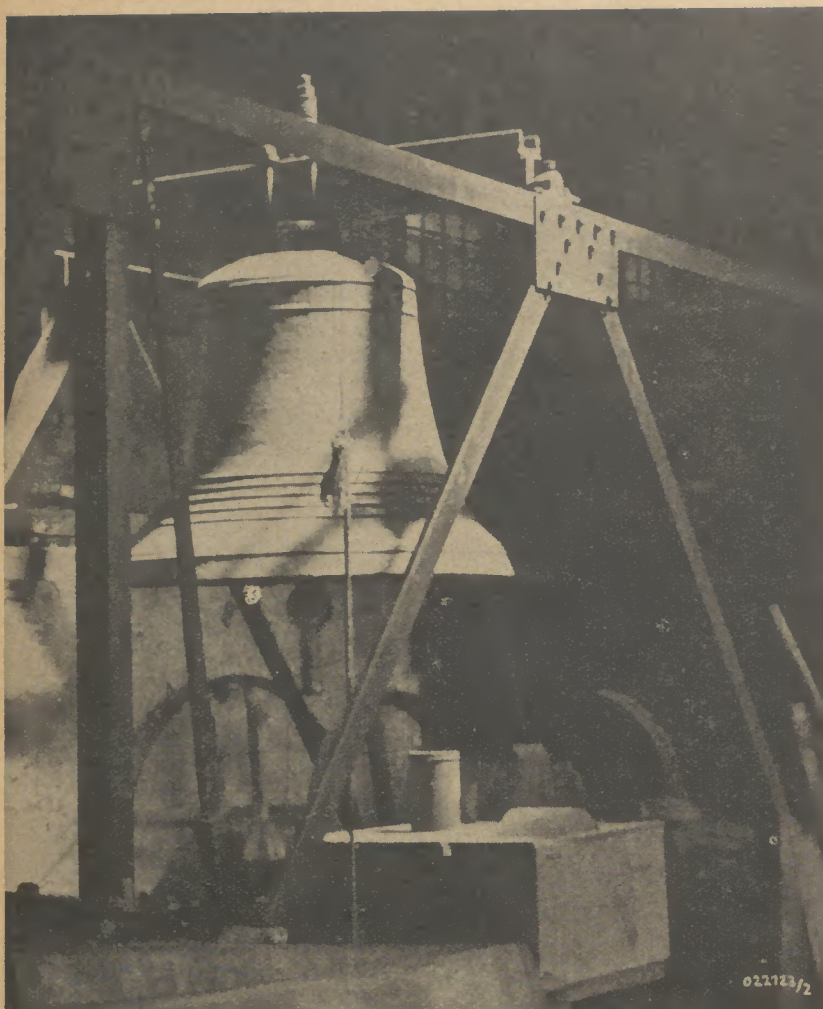
Wenn der Soldat an der Front kämpft, soll niemand am Kriege verdienen. Wenn der Soldat an der Front fällt, soll sich niemand zu Hause seiner Pflicht entziehen. Wer sich diesen Geboten widersetzt, hat nicht damit zu rechnen, daß die Volksgemeinschaft auch auf ihn eine Rücksicht nimmt. Im übrigen wissen wir: So lange das deutsche Volk in seiner Geschichte einig war, ist es noch nie besiegt worden. Nur die Uneinigkeit des Jahres 1918 führte zum Zusammenbruch. Wer sich daher jetzt an dieser Einigkeit und Einheit versündigt, hat nichts anderes zu erwarten, als daß er als Feind der Nation vernichtet wird.

Wenn unser Volk in solchem Sinne seine höchste Pflicht erfüllt, wird uns auch jener Herrgott beistehen, der seine Gnade noch immer dem gegeben hat, der entschlossen war, sich selbst zu helfen.

Die für die Verteidigung und Sicherung des Reiches notwendigen Gesetze werden erlassen, die für ihre Durchführung und Einhaltung vorgesehenen Männer bestimmt. Ich selbst begeben mich heute an die Front.

Berlin, den 3. September 1939.

gez. Adolf Hitler."



Glocke in der Werkstatt im Gestühl (mit elektr. Antrieb)

Glockenguß in Brilon, der ältesten Glockengießerstadt Deutschlands

In Nr. 16 unserer Zeitschrift brachten wir einen Bericht von der Fahrt der Lehrlinge der Heinrichshütte ins Hochsauerland, wobei die Fahrtsteilnehmer auch eine Glockengießerwerkstätte besichtigten. Wir bringen nachfolgend den schon in Nr. 16 dieser Zeitschrift angekündigten Auszug aus dem Vortrage von Albert Junger jr., Brilon in Westfalen, über die Geschichte des Glockengusses.

„Fest gemauert in der Erden...“ Diese Verse unseres Dichters Schiller, mit denen er sein Lied von der Glocke beginnt, sind uns allen bekannt. Nur selten bietet sich die Gelegenheit, in die Werkstatt eines Glockengießers hineinzukommen, um sich dort einen Einblick in dieses Kunsthandwerk zu verschaffen.

In Deutschland ist Brilon die älteste Glockengießerstadt. Seit dem Jahre 1506 werden in Brilon, hoch oben im Sauerland, Glocken gegossen. Seit Jahrhunderten wurde das alte Kunstgewerbe des Glockengießens im Umherziehen ausgeübt. Erst nach und nach machten sich die einzelnen Glockengießerfamilien fest. Das geschah an solchen Orten, wo ein guter Lehm zu finden war und auch genügend Holz zum Erhitzen des Gießmetalles.

Die Kirchenglocke ist keine neue Erfindung, sondern sie entstand aus den verschiedenartigsten Formen heraus. Ägypter, Chinesen, Hebräer, die Griechen und Römer gebrauchten glockenähnliche Gegenstände, zumeist in Gestalt unserer heutigen Klingeln und Schellen. So waren also schon lange vor der Zeitwende Glöckchen im Gebrauch. Der eigentliche Glockenguß, wie wir ihn kennen, stammt aus dem 7. Jahrhundert. Damals war die Glocke aber kein fein ausgebildeter, klangvoller Körper, sondern mehr ein Lärminstrument. Im 11. Jahrhundert goß man Glocken mit einer zuckerhutförmigen Gestalt. Im 13. Jahrhundert versuchte man das Gegenteil und brachte Glocken in der gedrungenen Form eines Bienenkorbes heraus. Auch bei diesen Formen war der Ton unschön und lediglich laut. Das Geheimnis der Tonschwingungen war noch nicht erforscht, und deshalb kannte man im Mittelalter noch nicht die Zusammenhänge zwischen Ton und Form. Trotzdem haben es berühmte mittelalterliche Glockengießer verstanden, auf Grund ihrer jahrelangen, handwerksmäßigen Erfahrungen, die sich stets vom Vater auf den Sohn weitervererbten und in dem betreffenden Glockengießergeschlecht blieben, wahre Meisterwerke ihrer Kunst zu erstellen. Es sind heute noch eine ganze Anzahl dieser alten Glocken erhalten, die gußtechnisch wie klanglich hervorragend gelungen sind. Erst nachdem der Physiker Helmholtz die Schwingungen der Töne festgestellt hatte, konnte die Glocke wissenschaftlich berechnet werden.

Früher bestanden alle Glocken aus 78 Prozent Kupfer und 22 Prozent Zinn. Wir haben in Deutschland bergmännisch weder Kupfer noch Zinn in nennbaren Mengen. Deshalb mußte ein Weg gefunden werden, die „Glockenspeise“ anders zusammenzusetzen. Nach langen

Versuchen ist in Brilon eine Sonderbronze entdeckt worden. Sie kann nicht springen, und die Glocken aus dieser Legierung haben eine größere Fernwirkung. Der Ton klingt weiter und ist gleichzeitig sehr weich.

Die Herstellung der Glockenform erfordert, je nach Größe, eine mehrwöchige, sorgfältige Arbeit. Zuerst stellt der Glockengießer die Schwingungszahlen aller in der Glocke vorkommenden Töne zusammen. Zum Wohlklang einer Glocke sind eine Reihe harmonisierender Nebentöne notwendig, welche im genauen Verhältnis zum Schlagton erklingen. Eine gute Glocke muß außer dem Schlagtone, der über alle anderen dominiert, noch eine auf gleicher Tonstufe liegende Prime, weiterhin den charakteristischen Haupt-Nebenton: eine kleine oder große Terze, je nachdem es eine Moll- oder Durglocke sein soll, eine Unter- und Oberoktave, sowie eine Ober-Quinte haben. An Hand sämtlicher Schwingungszahlen berechnet der Glockengießer alle Abmessungen der anzufertigenden Glocke, also den unteren und oberen Durchmesser, die Wandstärke an den einzelnen Stellen, die Kurvenverhältnisse usw. Auf Grund dieser Berechnungen zeichnet er



Mantel der Glockenform

auf ein dickes, glatt gehobeltes Buchenbrett eine Drehschablone. Die Zeichnung gibt den halbseitigen Querschnitt der anzufertigenden Glocke wieder, der Ähnlichkeit mit einer Rippe hat, weshalb man auch von leichten, mittleren und schweren Glockenrippen spricht. Im allgemeinen wird darunter die halbseitige Glockenwandung verstanden. Ein in seiner Kunst erfahrener Glockengießermeister ist in der Lage, Glocken mit ein und demselben Schlagton in wenigstens drei verschiedenen Gewichten herzustellen, also Glocken in leichter, mittlerer und schwerer Konstruktion oder „Rippe“ zu gießen. Die Drehschablone wird bis zur ersten der beiden vorgezeichneten Linien scharfkantig ausgeschnitten. Hierbei muß haargenau die gezeichnete Linie eingehalten werden, weil die Glocke durch eine kleine Ungenauigkeit von vornherein zum Mißlingen verurteilt wäre. Die Schablone wird mit Schrauben an einer eisernen Spindel befestigt, damit sie im Kreise um sich selbst gedreht werden kann. Unter Verwendung dieser Drehschablone wird dann ein hohler Ziegelsteinkern gemauert. Der Former bleibt beim Aufmauern des Ziegelsteinkernes etwa drei Zentimeter breit von der Drehschablone entfernt. Dieser Zwischenraum wird allmählich mit besonders zubereitetem Lehm ausgefüllt. Im Innern des hohlen Ziegelsteinkernes ist inzwischen Feuer angelegt worden, das Tag und Nacht unterhalten wird. Die verschiedenen Lehmschichten müssen ausgetrocknet werden. Wenn genügend einzelne Schichten Lehm aufgetragen sind, wird die scharfkantige Schablone gedreht und dadurch der überflüssige Lehm abgestrichen. Nun ist die Form für das Innere der Glocke, also der Kern, fertig.

Dieser Lehmform wird mit feingeschlammter Holzasche überstrichen, um eine Mölierschicht zwischen ihm und der über ihm zu bildenden „falschen Glocke“, oder auch „Modellglocke“ genannt, zu schaffen. Inzwischen ist die Drehschablone bis zur zweiten der beiden vorgezeichneten Linien ausgeschnitten worden. Der nunmehr durch das herausgeschnittene Holzstück zwischen Drehschablone und Kern gebildete Zwischenraum gibt alle Abmessungen und Umrisse der zu gießenden Glocke wieder. Dieser Hohlraum wird nach und nach mit Lehm ausgefüllt, und zwar in gleicher Weise wie beim Kern. Auch hier wird durch Drehen der Schablone der überflüssige Lehm abgestrichen. Die „falsche Glocke“ wird dann mit einer dünnen Talgschicht überzogen. Aus Talg werden auch die Ringe gebildet, wie solche später auf der Glocke sein sollen, wohingegen die Inschriften, Ornamente und Bilder oder Wappen — vorher schon in einer besonderen Abteilung der Gießerei modelliert — einfach der „falschen Glocke“ aufgeklebt werden.

Nunmehr wird der dritte Formteil, der Lehmmantel, gebildet. Mit einem besonders gut zubereiteten Zierlehm werden sorgfältig die Ornamente, Bilder und Inschriften der „falschen Glocke“ mehrmals überpinselt, immer weitere Lehmschichten aufgetragen, die mit Hanf durchsetzt werden. Schließlich wird noch ein Eisengerippe umgelegt, so daß eine nicht nur dicke, sondern auch äußerst widerstandsfähige äußere Umhüllung: der Mantel der Glockenform, entsteht. Durch das im Innern der Form dauernd unterhaltene Feuer, das nur an drei bis vier Tagen, in denen die „falsche Glocke“ mit Ringen aus Talg und Buchstaben, Ornamenten und Bildern aus Bienenwachs verziert wurde, erloschen war, sind die Fettmengen weggeschmolzen und alles das, was vorher an Verzierungen auf der „falschen Glocke“ positiv, also erhöht, zu sehen war, ist nun nur noch in der äußeren Umhüllung, dem Mantel der Glockenform, negativ, also vertieft, wiederzufinden. Mit dem Laufträn wird schließlich der Mantel von der „falschen Glocke“ abgehoben und letztere vorsichtig entfernt. So ist denn zwischen Kern und Mantel ein Hohlraum entstanden, der, nachdem der Mantel wieder über den Kern gestülpt ist, später mit flüssiger Bronze ausgefüllt wird. Zur Zierde der Glocke und auch zu ihrer Befestigung an einer Achse ist noch eine Krone notwendig. Der Glockengießer verfertigt eine Krone zuerst vollständig aus Wachs, umgibt diese Wachskrone allmählich mit Lehm und schmilzt schließlich über einem Feuer das Wachs aus dem Lehm heraus. Diese Kronenform aus Lehm wird dann der Glockenform aufgesetzt.

Die ganze Glockenform ist nun zum Guß fertig. Zu diesem Zwecke wird sie in die mehrere Meter tiefe Dammgrube gebracht, dort mit angefeuchteter Erde umgeben und sorgsam festgestampft. Es folgt eine Schicht Damm-erde nach der anderen, bis die ganze Glockenform, wie der Dichter sagt, „festgemauert in der Erde steht“. Das Eindammen der Glockenform in der Erde ist notwendig, weil beim Einströmen des flüssigen Metalles in die Form der Lehmmantel das Bestreben hat, zu schwimmen, und vor allem, um eine Formveränderung, eine Ausdehnung des Mantels, zu vermeiden. Vom Schmelzofen aus werden feuerfeste Rinnen zu jeder einzelnen Glockenform gemauert, durch welche die Gießspeise direkt aus dem Ofen in die hohlen Formen stürzt. Nach erfolgtem Guß ist die Glocke noch nicht fertig. Sie steckt in der tiefen Dammgrube. Viele Kubikmeter Erde sind loszuhaben und abzutransportieren. Schließlich kann die Glocke



nebst ihrer Form mittels Laufträn aus der Grube gehoben werden. Was weiter geschieht, sagt uns Schiller: „Schwingt den Hammer, schwingt...“

Der Kern wird mühsam mit eisernen Brechstangen herausgestoßen. Der festgebrannte Lehm auf der Glocke wird mit dem Sandstrahlgebläse entfernt und schließlich die Glocke mit nassem Sand geschauert, so daß auch hier der Dichter sagen kann:

„Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern,
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.“

H. Liebetrau / Aufn. (3): Liebetrau

Inhalt dieses Heftes:

- Aufruf des Führers an das deutsche Volk
- Glockenguß in Brilon, der ältesten Glockengießerstadt Deutschlands
- Die „stahlbildenden“ Elemente (3. Fortsetzung) Silizium
- In unserem schönen Vaterland „Auf der Lüneburger Heide“
- Wirtschaftliche Sicherungsmaßnahmen für die Reichsverteidigung
- Übersichtskarte des polnischen Kriegsschauplatzes
- Unsere kaufmännischen Lehrlinge auf Fahrt
- Fahrt der Wittener Lehrlinge durchs Sauerland und ins Weserbergland
- Wittener Arbeitskameraden als RdF.-Urlauber in Thüringen
- Hilfskreuzer „Wolf“ fünfzehn Monate auf Kaperfahrt (13. Fortsetzung)
- Sommerausflug des Männergesangsvereins „Gussstahlwerk Witten 1875“
- Für den Feierabend. — Im Osten nur Sümpfe?
- Betrachtungen über das Urmeter
- Sport in unseren Werken
- Die Ecke des Schachspielers
- Kleine Mitteilungen
- Ruhrstahl auf der Ostmesse in Königsberg

Die „stahlbildenden“ Elemente

Von Heinrich Möller

(3. Fortsetzung)

Silizium

Alle Rohstoffe, die zur Herstellung des Stahles dienen, werden der Erde, genauer gesagt der Erdrinde entnommen, die nächst Sauerstoff das Silizium als das am meisten vorkommende Element enthält. Silizium ist ein Metall, das eine große Verwandtschaft zum Sauerstoff besitzt, jedoch weniger bei Raumtemperatur — denn sonst würde es als Detektorstein nicht lange halten — als bei hohen Temperaturen. Kein Wunder, daß man das Silizium, in der Chemie mit Si bezeichnet, in der Natur nicht als Metall findet; es hat sich vielmehr meist mit Sauerstoff verbunden, als die Erde noch glühend war. Die häufigste Silizium-Sauerstoffverbindung ist die Kieselsäure, die in sehr vielen Gesteinsarten vorkommt. Und solche Gesteinsarten sind auch mit den Eisenerzen vermengt. Mit den Erzen gelangt das Si in den Hochofen. Je nach Densführung kann das erblasene Roheisen bis zu 3% und mehr Si enthalten.

Will man Gießerei-Roheisen herstellen, so arbeitet man durch Gattierung auf einen bestimmten Si-Gehalt hin. Silizium läßt, wenn die Menge des Si und Mangan sowie die Größe des Gußstückes in einem bestimmten Verhältnis stehen, das Roheisen grau erstarren, die Bruchprobe besitzt ein graues Aussehen. Ist jedoch ein hoher Mangangehalt (Mn) vorhanden, so erstarrt das Roheisen weiß. Der Unterschied besteht darin, daß sich bei der grauen Erstarrung ein großer Teil des Kohlenstoffes (C) in Form von Graphit abscheidet. Dieser Kohlenstoff fällt für die Bildung der Härte aus, daher ist das graue Roheisen bei weitem nicht so hart wie das weiße.

Uns auf dem Hüttenwerk interessiert weniger der Einfluß des Si auf das Roheisen als auf den Stahl. Wir wissen nun, daß Si im Roheisen enthalten ist, daß es durch die Beimengungen, Verunreinigungen der Erze, Gangart genannt, hineingekommen ist. Nun kommt das Roheisen in den Stahlwerksofen. Hier finden die gewaltigen chemischen Umsetzungen statt, es verbrennen nicht nur C und Mn, auch das Si wird von dem Sauerstoff aufgezehrt. Die Silizium-Sauerstoffverbindungen gehen in die Schlacke. Die Verbrennung geht meist so weit, daß im Stahlbad kein Si mehr enthalten ist.

Enthält das Stahlbad wenig C, etwa 0,10%, wenig Mn, etwa 0,40% und kein Si mehr oder nur noch Spuren, so kann dieser Stahl vergossen werden. Er erstarrt aber nicht ruhig in den gußeisernen Formen; infolge lebhafter Gasentwicklung steigt der noch flüssige Stahl in der Form hoch, das Gas will entweichen, genau wie das Gas, das im Ruchenteig durch das Backpulver entsteht, in der Wärme entweichen will. Infolge des Härterwerdens des Teiges in der Backhitz bleiben die Gasblasen aber eingeschlossen und bilden die bekannten Hohlräume, der Kuchen ist locker. Ähnlich verhält sich der erstarrende Stahl. Dadurch, daß er kälter wird, wird er zähflüssiger und schließlich fest, die Gasblasen frieren ein. Bei einem so vergossenen Stahl mit obenerwähnter Zusammensetzung spricht man von „unruhig vergossenem Flußeisen“ oder kurz gesagt von „unruhigem Flußeisen“, obwohl man den Ausdruck Eisen für ein derartiges Erzeugnis gar nicht mehr gebrauchen sollte.

Bei diesem „unruhigen Flußeisen“ verschweift der größte Teil der Blasen beim Walzen, so daß man, da meist Bleche oder Bänder aus diesem Werkstoff hergestellt werden, ein dichtes Erzeugnis erhält. Es zeichnet sich durch eine gute Weichheit aus, kann daher im kalten Zustand gut verformt werden.

Andere Stahlorten können aber nicht so vergossen werden, besonders dürfen die härteren Stähle beim Erstarren nicht mehr unter Gasentwicklung leiden. Die Gasentwicklung kommt vielfach daher, daß noch Sauerstoff im Stahl ist, der sich mit dem Stahl umsetzt; denn meistens reicht die Entfernung des Sauerstoffes, die Desoxydation, mit Mn nicht aus. Wie schon erwähnt, besitzt das Si eine große chemische Verwandtschaft zum Sauerstoff. Fügt man dem Stahlbad Si zu, so reißt dieses begierig den Sauerstoff an sich, so daß beim Erstarren keine Umsetzungen mehr stattfinden können. Zur „Beruhigung“ des Stahles wird dem Stahlbad soviel Si in Form von Ferro-Silizium, das ist eine Legierung von Eisen, Silizium und Kohlenstoff, zu gegeben, daß bei der Analyse 0,20 bis 0,30% Si gefunden wird.

Der Abbrand des Si aus dem Roheisen im Stahlwerksofen findet aber nur statt, wenn die Steine aus Magnesit oder Dolomit bestehen. Ist der Ofen mit Silikatsteinen ausgemauert, dann geht der Si-Gehalt nicht herunter. Frischt man den Stahl im basischen Ofen (Magnesit- oder Dolomit-Ausmauerung) vor, so daß er kein Si mehr enthält, und bringt ihn nun in den sauren Ofen (ausgemauert mit den siliziumhaltigen Silikatsteinen), so nimmt der Stahl aus den Steinen Silizium auf. Durch diese Art der Si-Zufuhr wird der Stahl gut von Sauerstoff befreit, wenn man ihm Zeit genug dazu läßt. Bei hochwertigen Stählen wird dieses Verfahren viel angewandt. Werkzeugstählen aus diesem Herstellungsprozeß rühmt man nach, daß sie eine hohe Schnitthaltigkeit haben, das heißt: Bohrer, Feilen, Messer, Rasierklingen und dergleichen werden nicht so schnell stumpf wie solche aus basisch erschmolzenen Stählen.

Aber nicht allein zum Desoxydieren ist das Si das, sondern die mit Si beruhigten Stähle haben auch andere Eigenschaften, als wenn andere Beruhigungsmittel benutzt werden. Die Härtezone ist breiter und die Härte selbst hoch und gleichmäßig.

Außer den Stählen mit den geringen Si-Gehalten von 0,25 bis 0,30% wird eine ganze Reihe von Stählen erzeugt, denen man große Mengen Si zugesetzt hat. So hat ein Stahl mit etwa 1% Mn und 1% Si gute Feder-eigenschaften, so daß bei C-Gehalten von 0,40 bis 0,70% gute Blattfederstähle entstehen, die bei wenig C in Wasser, bei höherem C-Gehalt aber in Öl gehärtet und zwischen 425 bis 475 Grad Celsius wieder angelassen werden.

Für höchstbeanspruchte Automobilfedern verwendet man Stähle mit 0,40 bis 0,70% C, 0,60 bis 0,80% Mn und 1,40 bis 1,60% Si. Die Bruchprobe dieses wärmebehandelten Federstahles zeichnet sich durch eine lange Faser aus, die von den Federfabriken bevorzugt wird.

Ein Stahl, dessen C-Gehalt an der oberen Grenze liegt, hat sich ganz vorzüglich zur Herstellung von Grammophonfedern sowie Zugfedern von Beduhren und dergleichen bewährt. Die Verarbeitung ist zwar schwieriger als bei dem bisher benutzten, reinen Kohlenstoffstahl, der etwa 1% C, 0,40% Mn und 0,25% Si besitzt.

Schraubenfedern, vielfach fälschlich als Spiralfedern bezeichnet, können sowohl aus dem Federstahl mit 1% als auch aus dem mit 1,5% Si hergestellt werden. Liegen aber sehr hohe Beanspruchungen vor, so wählt man einen Stahl mit 3% Si.

Einen Nachteil haben aber die Si-Federstähle; bei der Feuerbehandlung (rennt der Kohlenstoff leicht aus der Oberfläche heraus. Die Oberfläche wird weicher, hält den hohen Beanspruchungen nicht stand und verursacht ein Einreißen der Oberfläche. Ein solcher Einriß pflanzt sich dann im harten Teil der Feder fort und bringt diese schließlich zum Brechen. Bei Anwendung von Vorsichtsmaßnahmen können aber entfohlungsfreie Federn hergestellt werden.

Stähle, die fast frei von Kohlenstoff sind, aber 1 bis 4% Si enthalten, benutzt man als dünne Bleche zur Herstellung von Dynamos und Transformatoren, da diese Stähle die Eigenschaften haben, dem Magnetisieren und Entmagnetisieren nur einen sehr geringen Widerstand entgegenzusetzen. Es wird dadurch ein hoher Wirkungsgrad der Maschinen und Transformatoren gewährleistet. Die Leistung wird noch dadurch gesteigert, daß durch entsprechende Wärmebehandlungen ein sehr grobes Korn in den Blechen hergestellt wird.

Die Wirkung des Si auf die Eigenschaften des Stahles ist also sehr vielseitig. Sind durch die chemische Untersuchung die Mengen der Elemente C, Mn und Si bekanntgeworden, so kann man angeben, um welche Stahlart es sich handelt, wenn nicht noch andere Elemente vorhanden sind. Nachstehend eine Übersicht über einige Stähle und deren Verwendungszweck:

Zusammensetzung (Analyse)			Stahlgruppe	Verwendung	Härtung in
C	Mn	Si			
0,10	0,40	—	Flußeisen	Schubösen, Emaillierbleche	wird nicht gehärtet
0,15	0,30—0,50	0,25	Einfachstahl	Zahnräder, Nockenwellen	Wasser
0,25	0,60—0,80	0,25	Bergütungsstahl	Billige Arzte, Hammerbare	Wasser
0,35	0,60—0,80	0,25	Bergütungsstahl	Achsen, Maschinenwellen, Schwungräder	Wasser
0,45	0,60—0,80	0,25	Bergütungsstahl	Hämmer, Steinsägen, Sturkwellen	Wasser
0,40	1,00	1,00	Federstahl	Trag- und Pufferfedern im Eisenbahnbau,	Wasser
0,50	1,00	1,00	Federstahl	Kultivatorfedern,	Öl
0,70	1,00	1,00	Federstahl	Maschinenfedern, federnde Unterlegscheiben	Wasser
0,45	0,60	1,60	Federstahl	Automobilfedern, gute Arzte,	Wasser
0,55	0,60	1,60	Federstahl	seinerals Bergütungsstahl mit tiefer Durchhärtung	Öl
0,70	0,80	1,60	Federstahl	Uhrfedern, Schreibfedern	Öl
1,00	0,40	0,25	Federstahl	Feilen, Bohrer, Rasierklingen	Wasser und Öl
1,30	0,25	0,25	Werkzeugstahl	Schwalbungen	ungehärtet
0,90	1,70	0,20	Werkzeugstahl	Baggerteile, Weichenzungen	Wasser
1,00	13,0	0,25	Berschleißfester Stahl		

(Fortsetzung folgt)

Auf der Lüneburger Heide

Die Arbeit an den Prüfmaschinen der Versuchsanstalt der Heinrichshütte ist längst vorüber. Seit einer Stunde schon bin ich wieder zu Hause bei meiner Familie. Der Kopf schwirrt noch von Zahlen und Nummern; Probestäbe und Rechenschieber scheinen heute keine Ruhe geben zu wollen. Ich muß Ablenkung haben, suche mich freizumachen von den Nachwirkungen der Tagesarbeit. Die Geige! Ein paar Tremolen beruhigen die Nerven. Ein Liedchen läßt andere Stimmung aufkommen. Leise summt meine Frau die ihr von unserer gemeinsamen Wanderzeit her Bekannte Melodie mit. Unser sechsjähriges Töchterchen versucht ebenfalls mitzusingen. Es ist ein Heidelied. Von Hermann Vöns: „Drei Birken.“ Alte Erinnerungen werden wach — Heidewanderung während des letzten Arbeitsurlaubs. Meine Frau hat das Foto-Album hervorgeholt. Die herrlichen Aufnahmen von unserer RdG-Reise in die Lüneburger Heide liegen auf dem Tische. Unser Töchterchen ist wissbegierig, wir müssen erzählen. Darüber klopft es an der Türe. Ein seltener Gast, ein Freund aus der Jugendzeit, gleicherweise Werkskamerad wie ich, tritt in die Stube. Er kennt, wie wir, manche schöne Gegend von Deutschland. Die Heide hat er noch nicht gesehen. Später, nächstes Jahr vielleicht, wird sie sein Feriengiel sein. Er hat den Einfall, mich anzuregen, meine Heideerlebnisse kurz niederzuschreiben, überhaupt meine vielen Fahrten in einem Tagebuch für mein Töchterchen zusammenzustellen und den einen oder anderen geeigneten Aufsatz einer Zeitung zuzuschicken. In diesem Falle dachten wir zunächst an unsere Werkszeitung, die gelegentlich solche Stimmungsbilder vom Urlaub gern veröffentlicht. Hier der Versuch. Ob er gelungen ist, mögen Schriftleitung und Leser beurteilen.

August, Blütezeit der Heide! Zehn Tage Erholung! Keine Fabriken, keine rauchenden Schöte, nur hinauswandern in die stille Einsamkeit der Heide, welch eine Freude! Bei lachendem Sonnenschein verließ unser Zug den Hagener Hauptbahnhof. Ueber Witten, Dortmund, Hamm ging die Fahrt, vorbei an Fabriken, von deren Höfen die Arbeiter ihren Kameraden, die zum größten Teil eine Freifahrt vom Werk erhalten haben, noch recht gute Erholung wünschten. In Hamm stiegen die letzten RdG-Fahrer ein, und weiter ging die Fahrt über Münster, Osnabrück und Bremen. Noch ein kurzer Aufenthalt, und dann lag die Heide in all ihrer Pracht und Schönheit vor uns, das wunderschöne Land, wie es Hermann Vöns in seinem Lied „Auf der Lüneburger Heide“ besingt. Sechs Stunden Bahnfahrt lagen hinter uns, da mußten wir den Zug verlassen.

Während die Mehrzahl der Ausgestiegenen, darunter auch die Kameraden von der Heinrichshütte, in Lauenbrück blieben, wurden wir zu vierzehn Mann im Autobus in das von Lauenbrück 10 Kilometer entfernte Heidedorf Fintel gebracht. Jetzt hatten wir nur noch eine Sorge: Wie wird unser Quartier ausfallen? Eine kurze, aber herzliche Begrüßung von seiten des Ortsgruppenleiters von Fintel, und dann war uns auch diese Sorge genommen. Am Abend bei der Zusammenkunft gab es nur fröhliche Gesichter, ein Zeichen dafür, daß die Quartierfrage zu aller Zufriedenheit gelöst war. Schon am anderen Morgen ging es hinaus in die Heide, eineinhalb Stunde Fußweg zum Königsmoor. Königsmoor ist ein großes Sumpfgebiet, aus dem die Bewohner der umliegenden Dörfer ihren Bedarf an Brandmaterial decken. Große Torfkühlen befinden sich am Rande des Weges, daneben aufgeschichtet der von der Sonne getrocknete Torf.

Es ist erquickend, wenn wir unsere Blicke über die Heide schweifen lassen. Unübersehbare Flächen rosenroten Heidekrautes. Hier und dort ein paar Birken, dann wieder krause Kiefern und unter ihnen die seltsamen Gestalten alten Wacholders. Da jagen ein paar Rehe munter über die Heide. Mit großen Sprüngen eilen sie dem in weiter Ferne auftauchenden Walde zu. Plötzlich raschelt es vor uns im Heidekraut. Eine Kreuzotter! Alles bleibt entsetzt stehen, als ob ein Zauber sie in seinem



Im Naturschutzgebiet

Banne hielt. Die Kreuzotter aber ist froh, daß wir ihr die Ruhe ließen und suchte schleunigst das Weite. Auf unser Befragen bei den Heidebewohnern über die Gefährlichkeit der Kreuzottern wurde uns die Antwort, daß ein Schlangenbiß äußerst selten und nur durch groben Leichtsinns vorfälle, besonders wenn man barfuß die Heide durchschreitet. Auf diesen Versuch haben wir es natürlich nicht ankommen lassen. Weiter ging es: Da steht ein großer Bienenstand. Tausende von Bienen umschwärmen ihn. Jede Biene möchte gern die erste sein, um den aus den Heideblüten gesogenen Honig abzulagern. Es ist ein Fliegen hin und her. Ein Summen geht über die ganze Heide. Dort wieder steht ein Mann mit einem breiten, spitzen Gegenstand das blühende Heidekraut ab. Der Bauer gebraucht es, um Kartoffeln, Runkeln usw. damit abzudecken, um sie so im Winter vor Frost und Kälte zu schützen. Ist der Winter vorbei, wird es als Streu fürs Vieh benutzt. Ueberall wo man hinsieht, zeigt sich vor unseren Augen ein anderes Bild, ein buntes Durcheinander. Da steht neben dem einfachen Heidekraut die Edelheide mit ihren großen, schönen Glocken. Sogar ein paar Sträucher von dem so selten vorkommenden weißen Heidekraut finden wir hier. Da wieder leuchtet das herrliche Blau des Enzians aus dem

Heidekraut hervor. Eine Schwester, die in der Botanik bewandert war, machte uns mit jedem Kräutlein bekannt. Da gibt es immer noch Menschen, denen die Heide zu langweilig und zu einsam ist. Nein! Wer Sinn und Liebe für die Natur hat und mit offenen Augen durch die Heide wandert, der fühlt sich in ihr nicht einsam. Die Liebe, die man der Heide entgegenbringt, wird einem tausendfach zurückgegeben. Jeden Tag wurde die Heide nach sämtlichen Richtungen hin durchstreift.

Eine Tagestour, die wir von Fintel aus machten, führte uns in das Wilseder Naturschutzgebiet. Wie ein Märchen ist es, wenn man dieses Gebiet durchwandert. Hier im Naturschutzgebiet ist auch der große Föhl „Friesennot“ gedreht worden. Die gesamte Bevölkerung von Niederhaverbeek wirkte hierbei mit. Große Hünengräber finden wir im Naturschutzgebiet. Leider, so betonte der uns begleitende Führer, sind die meisten dieser Gräber in den früheren Jahren ausgeraubt worden. Auf unserer weiteren Wanderung begegneten wir auch Heidschnudenherden. Leider ein immer mehr verschwindendes Bild alter Heideromantik. Das Heidemuseum in



Der Heidekrug in Niederhaverbeek

Altes Bauernhaus in Wilsede

Wilsede zeigte uns, wie unsere Vorfahren hier in der Lüneburger Heide gelebt haben. Wie sie dem tausendjährigen an und für sich unfruchtbaren Heideboden durch Kultivierung und Urbarmachung das abtrockten, was er zu geben imstande war. So wie einst, so ist es auch heute noch. Der Bauer muß, um sein Dasein zu fristen, von morgens früh bis abends spät arbeiten. Eine sehr gute Hilfe für diesen Bauern ist der Reichsarbeitsdienst. Ebenso auch die jungen Mädchen, die aus den Großstädten kommen und ihr Pflichtjahr abmachen.

Der Heidebewohner liebt seine Heide über alles. Er ist stolz auf sie, besonders aber stolz, wenn sie blüht. Mit Freude sagt er dann: „Unsere Heide hat Hochzeit!“ Schön ist es, um diese Zeit die Heide des Nachts beim Mondenschein zu durchwandern. Hier möchte ich den Dichter H. Almers in seinem Gedicht „Heidenacht“ sprechen lassen:

Wenn trüb das verlöschende letzte Rot
Herschimmert über die Heide,
Wenn sie liegt so still, so schwarz,
so tot,
So weit du nur schaust, die Heide, —

Wenn der Mond steigt auf und mit
bleichem Schein
Erhellte den granitnen Hünenstein,
Und der Nachtwind seufzet und flüstert
darein
Auf der Heide, der stillen Heide. —

Das ist die Zeit, dann mußt du gehn
Ganz einsam über die Heide,
Mußt achten still auf des Nachtwinds
Wehn
Und des Mondes Licht auf der Heide:

Was nie du vernahmst durch Men-
schenmund,
Uralters Geheimnis, es wird dir kund,
Es durchschauert dich tief in der Seele
Grund
Auf der Heide, der stillen Heide.



Zum Schluß möchte ich noch eines anderen Dichters gedenken: Hermann Löns. Er hat mit heller Begeisterung die Heide nach allen Richtungen durchstreift und uns dann in seinen Liedern und Gedichten sein ganzes Fühlen und Denken wiedergegeben. Er ist es gewesen, der uns auf die Schönheit der Heide aufmerksam machte. Leider ist er zu früh von uns gegangen. Als Freiwilliger mußte er sein Leben im Weltkrieg lassen. Aber auch im Tode konnte er sich nicht von seiner Heide trennen. In Tietlingen bei Walsrode fand er seine letzte Ruhestätte. Ein großer Findling mitten in der Heide zeigt uns sein Grab. Kurz und schlicht ist die Inschrift: „Hier ruht Hermann Löns.“

Oskar Büttner, Henrichshütte
Aufn. (4): Büttner

Alter Wacholder

Aus unserem Vaterland:

Das alte, schöne Wesel am Rhein

Wohnsitz der Herzöge von Jülich
und Kleve



Aufnahme: Liebetrau

Wirtschaftliche Sicherungsmaßnahmen für die Reichsverteidigung

Kriegszuschlag zur Einkommensteuer — Schaumwein, Bier, Branntwein und Tabak neu herangezogen — Neufestsetzung von Löhnen und Gehältern — Preisbindung und -senkung

Die Sicherung der Grenzen unseres Vaterlandes erfordert höchste Opfer von jedem deutschen Volksgenossen. Der Soldat schützt mit der Waffe unter Einsatz seines Lebens die Heimat. Angesichts der Größe dieses Einsatzes ist es selbstverständliche Pflicht jedes Volksgenossen in der Heimat, alle seine Kräfte und Mittel Volk und Reich zur Verfügung zu stellen und dadurch die Fortführung eines geregelten Wirtschaftslebens zu gewährleisten. Dazu gehört vor allem auch, daß jeder Volksgenosse sich die notwendigen Einschränkungen in der Lebensführung und Lebenshaltung auferlegt.

Der Ministerrat für die Reichsverteidigung verordnet daher mit Gesetzeskraft:

I. Kriegsschädliches Verhalten

§ 1. 1. Wer Rohstoffe oder Erzeugnisse, die zum lebenswichtigen Bedarf der Bevölkerung gehören, vernichtet, beiseiteschafft oder zurückhält und dadurch böswillig die Deckung dieses Bedarfs gefährdet, wird mit Zuchthaus und Gefängnis bestraft; in besonders schweren Fällen kann auf Todesstrafe erkannt werden.

2. Wer Geldzeichen ohne gerechtfertigten Grund zurückhält, wird mit Gefängnis, in besonders schweren Fällen mit Zuchthaus bestraft.

II. Kriegsteuer

Unterabschnitt 1.

Zuschläge zur Einkommensteuer

§ 2. Kreis der Steuerpflichtigen.

1. Das Reich erhebt einen Zuschlag zur Einkommensteuer.

2. Unbeschränkt Einkommensteuerpflichtige, deren Einkommen 2400.— Reichsmark nicht übersteigt, sind von dem Kriegszuschlag zur Einkommensteuer befreit.

§ 3. Höhe des Kriegszuschlages zur Einkommensteuer.

1. Der Kriegszuschlag zur Einkommensteuer beträgt 50 Prozent der Einkommensteuer für den Erhebungszeitraum (§ 4).

2. Der Kriegszuschlag zur Einkommensteuer darf nicht mehr als 15 Prozent des Einkommens betragen. Die Einkommensteuer und der Kriegszuschlag zur Einkommensteuer dürfen zusammen nicht mehr als 65 Prozent des Einkommens betragen.

§ 4. Erhebungszeitraum.

1. Erhebungszeitraum ist das Kalenderjahr.

2. Der erste Erhebungszeitraum beginnt mit dem Tage des Inkrafttretens der Verordnung und endet mit Ablauf des Kalenderjahres 1939.

§ 5. Erhebung.

1. Der Kriegszuschlag zur Einkommensteuer wird bei der Veranlagung zur Einkommensteuer festgesetzt, soweit er nicht nach Anordnung des Reichsministers der Finanzen durch Steuerabzug zu erheben ist.

Unterabschnitt 2. Kriegszuschlag auf Bier und Tabakwaren

§ 6. Der Verbrauch von Bier und Tabakwaren, die im Deutschen Reich erzeugt oder in das Deutsche Reich eingeführt sind, unterliegt einer Kriegsteuer.

§ 7. Die Steuer beträgt 20 Prozent des Preises, den der Verbraucher aufzuwenden hat.

§ 8. Die Hersteller, Einführer und Händler von Bier und Tabakwaren (§ 6) haften für die Steuer. Sie unterliegen der Steueraufsicht.

§ 9. Die Paragraphen 6 bis 8 treten am 11. September 1939 in Kraft. Der Reichsminister der Finanzen kann bestimmen, daß Vorschriften zur Durchführung der Steuer und zur Sicherung des Steueraufkommens vor diesem Zeitpunkt in Kraft treten.

§ 10. Der Reichsminister der Finanzen wird ermächtigt, über Befreiungen, Ermäßigungen und Vergütungen Bestimmungen zu treffen.

Unterabschnitt 3. Kriegszuschlag auf Branntweinerzeugnisse

§ 11. Die Hektolitereinahmen nach § 64 des Gesetzes über das Branntweinmonopol vom 8. April 1922 (Reichsgesetzblatt I, Seite 405) wird von 275 RM. auf 375 RM. für das Hektoliter Weingeist erhöht.

Unterabschnitt 4. Kriegszuschlag auf Schaumwein

§ 12. Der Verbrauch von Schaumwein (einschließlich der schaumweinähnlichen Getränke), der im Deutschen Reich erzeugt oder in das Deutsche Reich eingeführt ist, unterliegt einer Kriegsteuer. 2. Die Steuer beträgt: 1. für Schaumwein und für schaumweinähnliche Getränke (mit Ausnahme solcher aus Fruchtwein ohne Zusatz von Traubenwein) 1 RM. für die ganze Flasche. 2. Im übrigen 50 Rpf. für die ganze Flasche.

3. Die Vorschriften der Paragraphen 8 bis 10 gelten entsprechend auch für den Kriegszuschlag auf Schaumwein.

Unterabschnitt 5. Kriegsbeitrag der Länder, Gemeinden und sonstiger Körperschaften des öffentlichen Rechts

§ 13. Die Länder einschließlich der Hansestadt Hamburg leisten einen Kriegsbeitrag an das Reich in Höhe von 15 Prozent ihrer Anteile einschließlich der Ergänzungsanteile am Aufkommen der Einkommensteuer, der Körperschaftsteuer und der Umsatzsteuer, gekürzt um die Beträge, um die die Anteile eines Landes an den Reichsteuerüberweisungen nach § 9 des Dritten Gesetzes zur Überleitung der Rechtspflege auf das Reich vom 24. Januar 1935 (Reichsgesetzblatt I, Seite 68) und § 9 des Gesetzes über Finanzmaßnahmen auf dem Gebiet der Polizei vom 19. Februar 1937 (Reichsgesetzbl. I, S. 325) gekürzt werden.

§ 14. 1. Die Gemeinden leisten einen Kriegsbeitrag an das Reich in Höhe von monatlich 2,5 Prozent der Steuermessbeträge der Grundsteuer von den land- und forstwirtschaftlichen Betrieben, 5 Proz. der Steuermessbeträge der Grundsteuer von den Grundstücken, 7,5 Prozent der Steuermessbeträge der Gewerbesteuer nach Ertrag und Kapital, 10 Prozent der Steuermessbeträge der Bürgersteuer.

2. Die Länder führen den Kriegsbeitrag für die Gesamtheit ihrer Gemeinden an das Reich ab. Sie ziehen den Kriegsbeitrag von den Stadt- und Landkreisen als besondere Landesumlage ein. Die Landkreise ziehen ihn von den kreisangehörigen Gemeinden als besondere Kreisumlage ein. Die besondere Landesumlage setzt die Landesregierung, die besondere Kreisumlage der Landrat fest. Bei der Bemessung der Umlage kann von dem in Absatz 1 für die Unterverteilung des Kriegsbeitrages auf die einzelnen Messungsgrundlagen bestimmten Verhältnis abgewichen werden. Die Festsetzungsfrist ist nicht an Formvorschriften gebunden und bedarf keiner Genehmigung. 3. Die Gemeinden dürfen die für das Rechnungsjahr 1939 festgesetzten Hebefüße für die Realsteuern und für die Bürgersteuer nicht erhöhen. 4. Die Vorschriften der Absätze 1 bis 3 gelten sinngemäß für die Hansestadt Hamburg, das Land Bremen und das Saarland.

§ 15. 1. Der Reichsminister der Finanzen setzt die Höhe des Betrages, der von jedem Land zu leisten ist und im Einvernehmen mit dem Reichsminister des Innern die Höhe der Beträge, die von der Gesamtheit der Gemeinden eines jeden Landes aufzubringen sind, fest. 2. Der Kriegsbeitrag ist zum 18. eines jeden Monats bei der Reichshauptkasse in Berlin einzuzahlen, erstmals für den Monat September 1939 zum 18. Oktober 1939.

§ 16. Die Vorschriften der Paragraphen 11 bis 13 gelten nicht für die Reichsgaue und ihre Gemeinden. Für sie bleibt eine besondere Regelung vorbehalten.

Was wir heute besitzen, ist gänzlich belanglos, entscheidend ist nur eines: Daß Deutschland siegt. — Was wir heute verlieren, ist ohne Bedeutung, wichtig aber ist, daß unser Volk seinem Angreifer widersteht und damit seine Zukunft gewinnt.

Adolf Hitler

§ 17. Sonstige Körperschaften des öffentlichen Rechts, die zur Erhebung von Steuern, Umlagen oder Beiträgen berechtigt sind, und andere zur Erhebung von Pflichtbeiträgen berechtigte Organisationen leisten einen Kriegsbeitrag nach Maßgabe näherer Bestimmungen. Diese Körperschaften und Organisationen dürfen die von ihnen erhobenen Steuern, Umlagen oder Beitragsätze nicht erhöhen.

III. Kriegslöhne

§ 18. 1. Die Reichstreuhänder und Sonderestreuhänder der Arbeit passen nach näherer Weisung des Reichsarbeitsministers die Arbeitsverdienste sofort den durch den Krieg bedingten Verhältnissen an und setzen durch Tarifordnung Löhne, Gehälter und sonstige Arbeitsbedingungen mit bindender Wirkung nach oben fest. 2. Werden Betriebe oder Verwaltungen neu errichtet oder umgestellt, oder üben Arbeiter und Angestellte nach dem Inkrafttreten dieser Verordnung eine andere Tätigkeit aus als zuvor, so gelten die Lohn- und Gehaltsätze, die für gleichartige Betriebe oder Verwaltungen Geltung haben oder die für die neue Tätigkeit maßgebend sind. Bestehen Zweifel darüber, welche Lohn- und Gehaltsätze in Frage kommen, so trifft der Reichstreuhänder oder Sonderestreuhänder der Arbeit hierüber Bestimmungen. 3. Zuschläge für Mehrarbeit, Sonntags-, Feiertags- und Nacharbeit sind nicht mehr zu zahlen. 4. Die Absätze 1 bis 3 gelten entsprechend für die Entgelte und sonstigen Arbeitsbedingungen der Heimarbeit.

§ 19. Vorschriften und Vereinbarungen über den Urlaub treten vorläufig außer Kraft. Die näheren Bestimmungen über das Wiederinkrafttreten erläßt der Reichsarbeitsminister.

§ 20. Der Reichsarbeitsminister kann von den bestehenden Vorschriften abweichende Bestimmungen über Erlaß und Inhalt von Tarifordnungen und die regelmäßige Arbeitszeit treffen sowie Ausnahmen von bestehenden Arbeitsschutzvorschriften zulassen. Für öffentliche Verwaltungen und Betriebe erläßt der Reichsarbeitsminister diese Bestimmungen im Einvernehmen mit den beteiligten Reichsministern.

§ 21. 1. Wer Löhne oder Gehälter entgegen den Vorschriften der Paragraphen 18 bis 20 dieser Verordnung verspricht oder gewährt oder sich versprechen oder gewähren läßt, wird vom Reichstreuhänder oder Sonderestreuhänder der Arbeit mit einer Ordnungsstrafe in Geld in unbegrenzter Höhe für jeden Fall der Zuwiderhandlung belegt. Die gleiche Strafe trifft denjenigen, der günstigere sonstige Arbeitsbedingungen fordert oder gewährt, als sie nach den Vorschriften dieser Verordnung zulässig sind. Gegen den Ordnungsstrafbescheid ist die Beschwerde an den Arbeitsminister zulässig. 2. In schweren Fällen ist die Strafe Gefängnis oder Zuchthaus. Die Strafverfolgung tritt auf Antrag des Reichstreuhänders oder Sonderestreuhänders der Arbeit ein. Der Antrag kann zurückgenommen werden.

§ 22. Preise und Entgelte für Güter und Leistungen jeder Art müssen nach den Grundsätzen der kriegsverpflichteten Volkswirtschaft gebildet werden.

§ 23. 1. Preise und Entgelte für Güter und Leistungen jeder Art sind zu senken, soweit auf Grund des Abschnittes III dieser Verordnung bei Gütern und Leistungen Ersparnisse an Lohnkosten eintreten. 2. Preisen und Entgelten für Güter und Leistungen jeder Art dürfen künftig höchstens die nach Abschnitt III dieser Verordnung zulässigen Löhne und

Gehälter zugrunde gelegt werden. 3. Soziale Aufwendungen an die Gefolgschaft, die nicht in gesetzlichen Verordnungen oder Tarifordnungen zwingend vorgeschrieben sind, dürfen der Berechnung der Preise und Entgelte nur zugrundegelegt werden, soweit sie betriebs- oder branchenüblich sind und dem Grundsatz sparsamer Wirtschaftsführung nicht widersprechen. 4. Es ist verboten, höhere Preise und Entgelte als die nach Absatz 1 bis 3 zulässigen zu fordern oder zu gewähren.

§ 24. Güter und Leistungen jeder Art sollen nicht durch Werks- oder Hilfsstoffe, Frachtkosten oder sonstige Kosten verteuert werden, deren Verwendung oder Aufwendung nur durch eine besondere Beanspruchung eines Wirtschaftszweiges verursacht, aber nach Art, Menge und Bezugsort mit dem Grundsatz sparsamer Wirtschaftsführung nicht zu vereinbaren ist.

§ 25. 1. Sind gebundene Preise durch Selbstkosten von Betrieben bestimmt, die nur infolge der Bindung der Preise im Sinne des § 1 der Verordnung über Preisbindungen und gegen Verteuerung der Bedarfsdeckung vom 12. November 1934 in der Fassung vom 11. Dezember 1934 (Reichsgesetzblatt I Seite 1110, 1248; Reichsanzeiger Nr. 266 bis 291) oder einer besonderen Beanspruchung ihres Wirtschaftszweiges in Betrieb erhalten oder wieder in Betrieb genommen worden sind, so müssen die Preise gesenkt werden. 2. Ferner sind Preise zu senken, die darauf beruhen, daß Betriebe auf Grund ihrer rechtlichen Stellung oder der tatsächlichen Verhältnisse oder wegen ihrer wirtschaftlichen Bedeutung ohne ausreichenden Wettbewerb sind. 3. Die nach dieser Verordnung durchzuführende Senkung gebundener Preise erfolgt für sämtliche Mitglieder eines Zusammenschlusses in gleicher Höhe vom gleichen Zeitpunkt ab. 4. Die Preissenkung nach Absatz 1 bis 3 bedarf der vorherigen Zustimmung des Reichskommissars für die Preisbildung.

§ 26. Preise und Entgelte, Güter und Leistungen jeder Art sind um den Betrag zu senken, den der Verkäufer oder der Leistungspflichtige bei den einzelnen Gütern und Leistungen dadurch erspart, daß er selbst Güter und Leistungen auf Grund dieser Verordnung zu einem niedrigeren Preise oder Entgelt erhält, als er zuletzt vor der Verkündung dieser Verordnung aufgewendet hat.

§ 27. Die Bestimmungen der Verordnung über das Verbot von Preis erhöhungen vom 26. November 1936 (Reichsgesetzblatt I Seite 955) und die sonstigen bisher erlassenen Preisvorschriften bleiben im übrigen unberührt.

§ 28. Der Reichskommissar für die Preisbildung und die von ihm beauftragten Stellen können Ausnahmen von den Vorschriften dieses Abschnittes zulassen oder anordnen.

Abschnitt V, Schlußbestimmungen

§ 29. Nach den Richtlinien des Generalbevollmächtigten für die Wirtschaft und Generalbevollmächtigten für die Reichsverwaltung können die zuständigen Reichsminister und der Reichskommissar für die Preisbildung gegebenenfalls im gegenseitigen Einvernehmen zur Durchführung und Ergänzung dieser Verordnung Rechtsverordnungen und allgemeine Verwaltungsvorschriften erlassen.

Sie können Befugnisse, die ihnen nach dieser Verordnung zustehen, auf andere Stellen übertragen.

§ 30. Die Verordnung tritt am Tage der Verkündung in Kraft.

Heimat hinter der Front

Die Notwendigkeit der Kriegswirtschaftsverordnung vom 4. September ergibt sich einmal aus psychologischen Gründen, die der Führer in seinem Aufruf an das deutsche Volk umrissen hat, zum anderen aus dem Zwang, die wirtschaftlichen Verhältnisse ganz auf den Abwehrkampf einzustellen. Die Verordnung bildet ein einheitliches Ganzes. Sie wendet sich zunächst gegen die wenigen asozialen Elemente, die es in jedem Volke gibt. Ferner stellt sie durch ihre scharfen steuerlichen Vorschriften die Finanzierung des Krieges und der durch den Krieg bedingten wirtschaftlichen Umstellung zu einem großen Teil sicher. Diesem Zweck dienen ferner, abgesehen von ihrer psychologischen Bedeutung, die Bestimmungen über die Zuschläge bei entbehrlichen Verbrauchsgütern wie Bier und Tabak, Branntwein, erzeugnisse und Schaumwein. Ergänzend ist hierzu zu bemerken, daß sich der Kriegszuschlag nicht auf gewöhnliche Weine bezieht, die mit Rücksicht auf die immer noch bestehende Notlage der Winzer freigelassen worden sind.

Länder und Gemeinden haben ebenfalls ihren Beitrag zur Kriegsfiananzierung zu leisten. Die Möglichkeit hierzu ergibt sich durch eine scharfe Beschränkung der öffentlichen Ausgaben, die nicht kriegswirtschaftlich wichtig sind. Hierdurch werden in den öffentlichen Haushalten erhebliche Mittel frei, die die Finanzierung der Kriegswirtschaft entlasten.

Die Bestimmungen über die Lohnbildung beseitigen alle mehr oder minder offenen Verirrungen in der Lohnpolitik, die aus bekannten Gründen in der letzten Zeit eingetreten waren. Hervorzuheben ist zu diesem Kapitel der Verordnung, daß Mehrleistungen selbstverständlich auch eine höhere Bezahlung bedingen. Die Leistungszuschläge im Bergbau auf Grund der Göring-Verordnung, Afforde usw. bleiben also unberührt. Die Abschöpfung von Kaufkraft durch die Steuererhöhungen und die Senkung der Einkommen durch die lohnpolitischen Maßnahmen machen Preisvor-

schriften notwendig, die sich im Sinne einer Preissenkung auswirken. Hierdurch ergeben sich wiederum starke Ersparnisse in der Kriegsführung; sowohl die Bestimmungen über die Lohnbildung als auch über die Preisgestaltung haben größte Bedeutung auch für die Aufrechterhaltung der Währung, die nicht gesichert sein könnte, wenn überschüssige Kaufkraft die Preisbildung gefährden würde. Die steuerlichen Opfer, die Lohnopfer und die Einsparungen bei den öffentlichen Aufgaben und den Preisen werden alles in allem einen erheblichen Betrag erbringen, der die Finanzierung der Kriegsführung in starkem Umfange decken wird.

Im übrigen wird natürlich der Kreditweg beschritten werden müssen, wobei man aber nicht an die Form von Anleihen, sondern an die Form der kurzfristigen Finanzierung denkt. Die Möglichkeit hierzu ergibt sich ohne weiteres in einer Wirtschaft, die so stark staatlich geführt wird wie die deutsche Wirtschaft. Bereits die großen Leistungen der Wirtschaft in den vergangenen Jahren haben bewiesen, daß im Gegensatz zu anderen Ländern das Geldproblem für uns nicht das Kardinalproblem ist, sondern nur eine technische Frage. Worauf es ankommt, ist die Leistungskraft des Volkes, an die durch diese Verordnung ebenso wie mit den eindringlichen Worten des Führers appelliert wird.

Mit der Ausgabe von Steuergutscheinen wird in dem gleichen Tempo abgestoppt werden, wie die kriegswirtschaftliche Finanzierung zu laufen beginnt. Die bisher ausgegebenen Steuergutscheine kommen selbstverständlich fristgemäß zur Einlösung.

An die Erhebung einer Vermögensabgabe ist nicht gedacht. Die Weitererhebung der Mehreinkommensteuer sichert die Abschöpfung etwaiger „Kriegsgewinne“.



Überblickskarte von Westpolen

„Die Karteninformation“ (Bibliographisches Institut)

----- Alte Reichsgrenze bis 1918

Maßstab 1:2690000

0 25 50 75 100 km

Unsere kaufmännischen Lehrlinge auf Fahrt

Am 21. Juli, gegen 5.30 Uhr, herrschte vor dem Wittener Bahnhof Hochbetrieb. Unsere 117 kaufmännischen Lehrlinge von sämtlichen Werken der Ruhrstahl A.-G. traten ihre zweitägige Reise nach Frankfurt an; kein Wunder, daß alle gute Stimmung mitgebracht hatten.

In drei großen Omnibussen ging es in rascher Fahrt durchs Bergische Land, über die Autobahn an Köln vorbei, und bei herrlichem Wetter erreichten wir gegen 9 Uhr bei Königswinter den Rhein. Nach kurzer Rast in Koblenz kamen wir 14 Uhr in Frankfurt an, wo sich bereits der Vorstand mit den Werksleitern eingefunden hatte. In einem idyllisch gelegenen Waldrestaurant wurde das Mittagessen eingenommen. Bei dieser Gelegenheit richtete Direktor Schmitz herzliche Worte der Begrüßung an die Jüngsten der Gefolgschaft: Sinn und Zweck einer solchen Studienfahrt sollen sein, dem jungen Menschen die Augen zu öffnen für solche Dinge, die im Rahmen einer intensiv betriebenen Berufserziehung nicht fehlen dürfen. Durch Kennenlernen fremder Betriebe soll ihm die Möglichkeit gegeben werden, seinen Gesichtskreis zu erweitern, und darüber hinaus soll eine solche Fahrt dazu beitragen, den Arbeitseifer des Jungen zu erhöhen durch Anschauungen und Anregungen, die eine solche Fahrt naturgemäß mit sich bringt.

Das Programm der Fahrt war mit Absicht den Teilnehmern nicht bekanntgegeben, und so folgte eine Überraschung der andern. Zunächst ging's zum Weltflughafen. Wir umfuhren das riesige Gelände des Flugplatzes und machten Halt vor der Zeppelinhalle. Zu besichtigen war nur der kleine Bruder des im Vorjahr fertiggestellten „Neuen Grafen“, wie man ihn dort nennt, der alte „Graf Zeppelin“. Ueberrächtigend ist der Eindruck aus nächster Nähe des nunmehr außer Dienst gestellten Riesen,

und man erinnert sich der glänzenden Fahrten des Zepp, die er in den vergangenen zehn Jahren unternommen hat.

Am Spätnachmittag trafen wir in der Stadt Frankfurt selbst ein. Ortskundige Führer zeigten uns die Altstadt, die in ihrem mittelalterlichen Stil ihr kostbares, städtebauliches Kleinod bewahrt hat. Im alten Kaisersaal des „Römer“, der Wahlstätte der deutschen Kaiser, erlebte man die zweitausendjährige



Der Autobus vor den Opelwerken in Rüsselsheim

Geschichte dieser alten Krönungsstadt, und in dem ehrwürdigen, gotischen Dom, wo in glänzenden Prunkgewändern die Krönung erfolgte, bewunderten wir die alten Kulturgüter aus jener Zeit. Vorbildlich und traditionsreich ist die Pflege des Theaterlebens in Frankfurt. Wir hatten leider an diesem Tage nicht die Gelegenheit, das künstlerische Erlebnis der Römerbergfestspiele mit nach Hause zu nehmen, dafür genossen wir im Schauspielhaus leichte, moderne Kost. „Bezauberndes Fräulein“, eine leichte Operette, mit der Musik von Benacki, aufgeführt von einem Berliner Ensemble, hätte gar nicht bezaubernder sein können.

Am folgenden Tage fuhren wir nach Rüsselsheim zu Opel. Wir kannten bereits die Ford'sche Automobilfabrik von unserer vorjährigen Fahrt, und so war es interessant, die Arbeitsweise der größten Autofabrik Deutsch-



Blick auf den Dom von Frankfurt am Main

lands mit jener in Köln zu vergleichen. Zwar rollt auch hier monoton das laufende Band, aber man hatte doch das Gefühl, daß die Arbeitsräume hier geräumiger waren, der Begriff „Tempo“, der dem Ford'schen Werk sein Gepräge gibt, ist hier nicht so stark zu spüren wie in Köln. Auch hatten wir Gelegenheit, die Gesellschafte zu besichtigen, und an der Versuchsstrecke, einer kleinen Rennbahn, war es schwierig, die Jungen wieder fortzubekommen.

Mit der Besichtigung von Opel war das Programm unserer Fahrt zu Ende. Noch einmal hummelten wir durch die Gassen der alten Mainstadt und dann ging's heimwärts. Der niedergehende Regen störte nicht die gehobene Stimmung, und als auf der Steigung zur „Ratten Eiche“, der Wasserseide zwischen Rhein und Ruhr, der Omnibus streifte, wurde kräftig geschoben.

Doch nach und nach wichen die Regenwolken zurück, und die Landschaft mit ihrem wechselvollen Charakter bot uns ein Bild sommerlicher Schönheit und dörflicher Stille. Die weiten Hänge des Westerwaldes grüßten herüber, und die fahlen Hauberge des Siegerlandes zeugten von der harten Arbeit seiner Bewohner. Das alte Schloß in Dillenburg, der Stammsitz der Nassau-Dränier, die Rubensstadt Siegen, der Mittelpunkt des Erzbergbaues, das reizende Volmetal mit seiner Kleinzeisenindustrie und den alten Hammerwerken, die leider immer mehr verschwinden, boten noch manche Anknüpfungspunkte.

Gegen 22 Uhr standen wir wieder an unserem Ausgangspunkt in Witten. Müde, aber freudig beschwert von all den Eindrücken zweier erlebnisreicher Tage, ging ein jeder nach Hause. Dipl.-Hdl. J. Weigel



Aufn. (2): Zimmermann jun., (1) Kersting
Einige der Fahrtteilnehmer, in der Mitte Dipl.-Handelslehrer Weigel

Fahrt der Wittener Lehrlinge: Durchs Sauerland und ins Weserbergland

„12. Juli, 15 Uhr, Hotel Monopol!“, so lautete die Parole für uns Lehrlinge. Zwei Autobusse nahmen hier die vor Glück strahlenden Jungen auf, und mit einem fröhlichen Lied auf den Lippen nahm die Fahrt ihren Anfang. Sie durchfuhren unseren schönen Heimatgau in Richtung Dortmund, Anna, Werl, bis zur Möhnetalsperre. Die Fahrt wurde hier eine Stunde unterbrochen und alle nahmen sofort die Gelegenheit wahr, mit „Kennermiene“ die dort liegenden Truppen zu besichtigen. Nach der „Besichtigung“ mit anschließendem großen „Urteil“ ging die Fahrt weiter nach Warstein. An Körbecke vorbei, an rauschenden Bächen und von beiden Seiten umgeben von grünen Wäldern, traf man um 18 Uhr in Warstein ein. In der Jugendherberge wurden



Die Teilnehmer auf Wilhelmshöhe

die einzelnen Schlafräume eingeteilt. Nun kam das Schönste: Unsere Autos brachten alle zurück nach Warstein in die Stadt, und es folgten dann zwei Stunden Stadturlaub. In Gruppen durchzogen unsere Lehrlinge die Stadt und überall wurde „herumgeschnuppert“. Aber so oft unsere Jungen das Heckenrosenlied gesungen hatten, um so mehr konnte man am Abend feststellen, daß sie das Lied in die „Wirklichkeit“ umsetzten. Aber alles hat ein Ende, nur für zwei Lehrlinge scheinbar nicht, denn als es Zeit zum Sammeln war, fehlten sie. Ihnen ist sicher das „Abschiednehmen“ zu schwer gefallen. Aber ein Sprichwort sagt: „Wer nicht hören will, muß fühlen“, und das galt auch ihnen. Denn unsere Autobusse fuhren ab, und beide mußten die drei Kilometer zur

Jugendherberge auf Schusters Rappen zurücklegen. Kurz nach 22 Uhr lag alles „flach“.

Am anderen Morgen hieß es um 6 Uhr: „Alles aus den Federn!“ Bald saß jeder munter und guter Laune im Speisesaal, wo gemeinsam das Frühstück eingenommen wurde. Die Uhr zeigte 7.30 Uhr, als unsere Autos die Fahrt fortsetzten. Das nächste Ziel war Brilon. Große Begeisterung brachte die Jugendherberge hervor, als wir an ihr auf der Strecke nach Kassel vorüberfuhren. Im Auto hörte man immer wieder das Lachen und Singen unserer Lehrlinge, denn unser Kamerad „Knabber“ verstand es immer wieder, mit seinen selbstgedichteten „Schlagern“ und lustigen Redensarten alle Teilnehmer in rechter Laune zu halten. Kurz vor Kassel wurde die Stimmung immer besser, denn bald war ja das Hauptziel der Fahrt erreicht. Jetzt ging es in herrlicher Fahrt durch Kassel, hinauf zur Wilhelmshöhe, wo das Schloß besichtigt wurde. Im zweiten Stock wurden wir durch die Räume geführt, die Napoleon während seiner Gefangenschaft bewohnte. Nach der Besichtigung fotografierte man die Gruppe, und anschließend bekamen alle noch einige Zeit Urlaub, was auch einige dazu benutzten, den „Herkules“ zu besteigen. Zur angegebenen Zeit war alles wieder im Auto. Nun ging es zurück nach

Kassel, wo in der dortigen Stadthalle gegessen wurde. Es wurde geschnuppert, was wohl auf den Tisch kommen wird, aber leider hatte es keiner geraten, denn als die Herren Kellner ein kräftiges Essen mit großer Fleischelinge und Suppe servierten, da wurden die Augen immer größer. Einer meinte: „Na, das ist doch was anderes als ‚Radfahrer Suppe‘!“ Ja, da hatte er schon recht, denn wenn man anschließend die Ohren unter den Lehrlingen spitzte, um das „Urteil“ zu hören, vernahm man immer wieder „Das war in Ordnung“. Nun ging die Fahrt vorbei an der Weser nach dem hier so lieblich gelegenen Städtchen Karlshafen. Um 17.30 Uhr wurde die Rückfahrt angetreten. Ueber Höxter, vorbei an Schloß Korwen, ging's der Heimat zu.

Immer wieder muß gesagt werden, daß es keinem auf der Fahrt langweilig war, denn wie schon an anderer Stelle erwähnt worden ist, unser Kamerad „Kruze“ brachte „jedem Etwas“. Er unterhielt einfach das ganze Auto! Auf dem schnellsten Wege ging es nach Hause, denn am anderen Morgen mußte der „alte Schritt“ wieder aufgenommen werden. Tage danach war noch die Fahrt „Gesprächsstoff“ bei allen Teilnehmern.

Lehrling Helmut Schürmann, Techn. Büro, Werk Witten

Wittener Arbeitskameraden als Rdf.-Urlauber in Thüringen

Ungefähr dreißig Arbeitskameraden aus Witten verlebten Anfang August schöne Urlaubstage in Oberweißbach, das in Thüringen, dem „grünen Herzen Deutschlands“, liegt. Werkkamerad Heinrich Gößling sen., der schon 48 Jahre in unserem Werke tätig ist, d. h., wenn man eine kleine Unterbrechung nicht mitrechnet, eigentlich 53 Jahre, machte diese Urlaubsfahrt mit und gibt uns nachstehend eine kleine Schilderung.

In besonders guter Stimmung wurde die Fahrt angetreten. Von Witten bis Hagen sahen wir das bekannte schöne Ruhrtal. Von Hagen trug uns der Zug über Schwerte, Fröndenberg usw. ins schöne Sauerland. In Scherfede hatten wir einen unfreiwilligen Aufenthalt. An einem Wagen war eine Achse heißgelaufen. Die Zuginsassen nahmen den Aufenthalt schnell wahr. Mit Eifer wurde der Ausblick des Bahnhofs-Restaurants belagert. Bald ging es unter dem Gesang der Westfalen- und Sauerländer wieder weiter. Auf der weiteren Fahrt bewunderten wir auch die gewaltigen Straßenbauten, die Autobahnen, die sich durch Wiesen und Felder schlängeln.

In Rottenbach war kurzer Aufenthalt. Hier nahmen viele Kameraden für acht Tage Abschied und fuhren nach Königssee. Unsere Fahrt ging weiter, und immer bergauf. In Obsthofersmiede glaubten wir am Ziele zu sein, aber zuvor

trug uns die steilste Bergbahn der Welt (Steigung 1:4) hinauf nach dem schönen Ort Lichtenhain. Von hier aus war es nicht mehr weit bis zum Ziel, dem Orte Oberweißbach.

Hier wurden wir von der gesamten Bevölkerung überaus herzlich empfangen. Alles war auf den Beinen. Ein gutes und reichliches Abendessen gab es im Schützenhaus, und bald danach holten sich die Quartiergeber ihre Gäste.

Von Oberweißbach kann man wirklich schöne Wanderungen unternehmen. Von Lichtenhain, wo auch ein Teil unserer Rdf.-Urlauber untergebracht war, kamen unsere Landsleute an einem Nachmittag auf einem großen Leiterwagen, festlich geschmückt und in froher Stimmung, nach Oberweißbach, wo dann ein



Teilnehmergruppe in Blankenburg (zweiter von rechts der Verfasser des Aufsatzes, Arbeitskamerad H. Gößling)

feuchtfröhliches Beisammensein mit den Einwohnern und uns gefeiert wurde. — In der Nähe des Ortes liegt der Fröbelsturm, der zu Ehren des echt deutschen Mannes Friedrich Fröbel, der in Oberweißbach das Licht der Welt erblickte, erbaut wurde und 816 Meter über dem Meere liegt. Friedrich Fröbel, der am 21. April 1792 geboren wurde, war ein großer Erzieher und in seiner Art schon ein Vorläufer unserer heutigen großen Zeit. Sein Geburtshaus ist noch sehr gut erhalten.

Mehrere Veranstaltungen in Oberweißbach, wie ein Rekrutenball, verschönerten unseren Aufenthalt. Aber alles hat ein Ende, und so kam auch unser Abschiedsabend. Die ganze Bevölkerung nahm daran teil. Schöne Darbietungen, u. a. Tänze und Reigen, die von anmutigen Mädeln des Ortes ausgeführt wurden, wechselten einander ab. Innerhalb des Abschiedsabends sollte ich noch eine große Überraschung erleben. An dem

Abend sollte der dreitausendste Rdf.-Urlauber geehrt werden. Der Name wurde bekanntgegeben, und zu meiner größten Freude war ich der Glückliche. Ich wollte gerade nach Hause gehen, als ich meinen Namen fallen hörte. Der Ortswart überreichte mir bei der Ehrung ein Buch über das Kirchspiel Oberweißbach, gewidmet vom Bürgermeister, und von der Kreisleitung ein schönes, eingerahmtes Bild des Ortes.

Die Fahrt und der Aufenthalt in Oberweißbach haben mir so gut gefallen, daß ich, trotz meines beinahe siebzigsten Lebensjahres, es dennoch wieder wagen würde, mit meinen Kameraden und Kameraden nochmals eine solche schöne Fahrt zu unternehmen.

Heinr. Gößling sen.,
Schlosser
Aufn. (2) Heidrich
(1) Lieding



Blick vom Fröbelsturm auf Oberweißbach



Wolken über Thüringen. — Blick vom Fröbelsturm bei Oberweißbach



Hilfskreuzer „Wolf“ fünfzehn Monate auf Kaperfahrt

Ein Werkstamcrad erzählt seine Kriegserlebnisse

(13. Fortsetzung)

Ungelesen ließ sich der „Wolf“ von dem starken Südwestwind weiter nach Nordosten schieben, die Maschine arbeitete mit voller Kraft, und vor dem Bug stieg die weiße Bugwelle hoch. SOS-Rufe durchheulten wieder den Aether, uns zur Freude und den Feinden zum Aerger. Bei der Insel Gabow war der 9000 Tonnen große Dampfer „Cumberland“ auf unsere kaum gelegte Sperre gelaufen und funkte verzweifelt um Hilfe. In sinkendem Zustand trieb er nach seinen Meldungen dem Kap Howe zu. Die verlangte Hilfe von Sydney ist sicher zu spät gekommen. Nach späteren Berichten durch Augenzeugen war die Minenexplosion fürchterlich. Ein unheimlich großes Loch am Bug der „Cumberland“ ließ das Wasser in Strömen in das Schiff eindringen, das sich sofort auf die Seite legte. In großer Menge wurden gefrorene Hammel, mit denen das Schiff beladen war, durch die starke See aus dem Schiff herausgespült und bedeckten weithin die See. Ein japanischer Kreuzer, der die Hilferufe der „Cumberland“ ebenfalls aufgefangen hatte, eilte zum Beistand des Schiffes herbei, konnte aber nicht helfen. Er blieb in der Nähe und übernahm später die Besatzung des Schiffes. Zur Beruhigung übermittelte der Kreuzer an Sydney, daß die „Cumberland“ nicht durch Minen vernichtet worden sei, sondern durch eine innere Explosion. Anscheinend wollte der Japaner nicht zugeben, daß an der von ihm bewachten Küste Minen gelegt sein könnten. Uns konnte es ja gleich sein, was der Bundesgenosse seinen Freunden meldete, wir waren ja im Bilde. Für uns war es ja die Hauptsache, daß die „Cumberland“ mit ihrer wertvollen Ladung verloren ging. Später erfuhren wir durch gekaperte Zeitungen, daß von Japan aus 26 Kriegsschiffe ausliefen, um den deutschen Freibeuter zu suchen. Wir haben kein Schiff dieser „Armada“ zu sehen bekommen, aber wir rechneten es uns zur besonderen Ehre an, daß man ganze Flotten auf den Ozean hinausjagte, um ein einziges deutsches Schiff zu suchen. Wir konnten also genau so sagen wie unsere tapferen Feldgrauen: „Viel Feind, viel Ehr.“



Juanita, ein kleiner Passagier des „Wolf“

Wir näherten uns nun wieder dem Äquator, und die blauen Anzüge wurden nach unten im Kleiderspind verstaut, weil wir die leichten, weißen Tropengarnituren wieder benutzten. In wenigen Tagen waren wir durch den Frühling hindurch in den Hochsommer gefahren. Überall an Deck, wo nur ein bißchen Schatten war, lagen jetzt wieder in der Mittagspause lang ausgestreckt die Matrosen und schnappten nach etwas Kühlung. Auch die Zeit der „Wahren Begebenheiten“ unter der Leitung von Fritz Lange setzte in den kühlen Abendstunden auf der Back wieder ein. Alle Ereignisse der letzten Zeit wurden mit viel Humor noch einmal durchgehechelt. Lange zogen sich die Sitzungen wieder hin, denn man konnte ja bei dieser Hitze in den Wohn decks doch nicht schlafen. „Eine ruhige Gegend hier bei den Fidjchi-Inseln“, sagte Fritz, „viel zu ruhig, war früher nicht so. Wenn es so weiter geht, verballern wir wieder unsere schönen Kohlen unnötig. Hoffentlich geht es uns hier nicht so wie unten bei Neuseeland. So, und nun rin in die Hängematte, morgen ist auch noch ein Tag“. Damit hob Fritz Lange die heutige Sitzung auf. Einsam und allein mußte nun der

Bootsmaat der Wache über die Decks stampfen. Unten in den Räumen schnarchte es in allen Tönen, und eine Luft zum schneiden, so dick, entwich durch die Niedergänge. Da tönten schon wieder die Triller der Pfeife des wachhabenden Unteroffiziers ihr „Reise, Reise“ über und durch die Decks. Oah, gähnte es aus den Hängematten, Fäuste fuhr in die Augen, schon wieder Wecken? Schnell noch ein bißchen auf die andere Seite, nur noch zwei Minuten, die Wache wird's schon nicht merken. Da rief einer vom Oberdeck herunter: „Schiff in Sicht!“ „Mensch, du willst uns wohl verkohlen“, schallte es ihm entgegen. „Nein, Ehrenwort, kommt mal rauf, da ist tatsächlich ein Schiff.“ Da flogen die Decken, unter den Hängematten erschienen hunderte von nackten Beinen. Plötzlich war alles wach geworden. In den gewagtesten Anzügen stürzte alles an Deck. „Wo ist denn das Schiff?“ riefen verschlafene Stimmen. „Da, Mensch, kannst wohl noch nicht sehen, da, ein schönes Segelschiff, sperr mal die Augen richtig auf!“ Wirklich, da lag es, ziemlich dicht waren wir schon heran. Da kam auch schon das Kommando: „Alle Mann auf, klar zur Prißenunterjuchung.“ Bei uns stieg am Mast die Kriegssflagge hoch, gleichzeitig mit dem Signal: „Drehen Sie bei, ich schicke Ihnen ein Boot!“ Donnernd fielen die Klappen und gaben die Geschütze frei. Auf dem schmucken Segler ging die amerikanische Flagge hoch. Inzwischen waren wir der Bark auf einige hundert Meter nahegekommen. Willig hat sie unseren Befehl zum Beidrehen befolgt und lag ruhig sich wiegend auf der glatten See. Ein Warnungsschuß war diesmal nicht nötig. Aber was war denn das? Auf dem Achterdeck stand eine Dame mit einem Kind, sie winkten zu uns herüber. Eine Frau und ein Kind auf einem Segelschiff? Das Boot wurde ausgesetzt und fuhr hinüber. Es war die Bark „Beluga“ aus New York auf der Fahrt von San Franzisko nach Australien mit einer Ladung Benzin. Der Kapitän, Herr Camoron, hatte seine Frau, die eine geborene Australierin war, mit an Bord, um sie mit dem Kinde mit zu ihren Verwandten zu nehmen. Dieser Besuch wurde von uns nun zur Unmöglichkeit gemacht.

Da meldete der Ausguckposten: „Rauchwolke in Sicht!“ „Schnell Priße und Prißenkommando benachrichtigen!“ befahl der Kommandant. Rasch ging der Winkspruch: „Dampfer in Sicht — Vorsicht! Versuche ihn zu kapern. Treffpunkt für uns 60 Seemeilen südlich von hier!“ Schon rasselte der Maschinentelegraph und mit äußerster Kraft jagten wir der Rauchwolke nach. Kaum war das Schiff noch zu sehen, wir folgten trotzdem in der Hoffnung, heranzukommen. Das Schiff lag auf Kurs Fidjchi-Inseln und hatte bestimmt Kohlenladung. Wir folgten dem Schiff die ganze Nacht hindurch. Beim Hellwerden stieg unser Flugzeug auf, aber nichts war in Sicht. Mit sehr hoher Fahrt mußte uns der Dampfer davongelaufen sein. Alles machte lange Gesichter, war aber nicht zu ändern. Also kehrt marsch zurück zur „Beluga“.

Wir fanden sie am nächsten Morgen an dem verabredeten Treffpunkt. Gestern, beim Einsetzen unseres Flugzeuges, stieß ein Tragdeck gegen unsere Bordwand, eine Verwindungsklappe wurde gebrochen, vorläufig war der Vogel nicht mehr zu gebrauchen, trotzdem nahmen die Flieger



Juanita im Kreise ihrer Freunde



Der „Wolf“ hält die „Beluga“ an

3000 Liter Benzin von der „Beluga“ über. Alles lächelte. Doch die Flieger gingen mit dem Hilfstrupp daran, um das „Wölfchen“ wieder flugfertig zu machen, und nach vieler Mühe und Arbeit gelang es ihnen auch. Aber wie sah der Vogel aus? Große Leinenstücke waren über die Löcher im Tragdeck geklebt, überhaupt sah die ganze Kiste ein bißchen verbogen aus. „Er wird es schon noch tun“, lächelten unsere Flieger, und er hat es auch getan, Benzin war ja jetzt genügend vorhanden.

Kapitän Camoron mit Frau und Kind wurden in einer freigemachten Offizierskammer gut untergebracht, die übrige Besatzung der „Beluga“ wanderte in die Gefangenenräume. Juanita, das Kind der Familie, hat sich vom ersten Augenblick an bei uns an Bord wohlfühlt, während ihre Mutter durch den Schicksalsschlag ihrer Gefangennahme vollständig zusammenbrach. Unsere beiden Ärzte stellten sie aber nach langer und bester Behandlung wieder vollständig her.

„Anita“, wie sie bald von der ganzen Besatzung genannt wurde, war der Liebling des ganzen Schiffes. Von allen wurde sie verwöhnt, und die besten Bissen wurden ihr zugesteckt. Bald kannte sie jeden Mann der Besatzung. Wie ein Junge „stromerte“ sie ausgelassen durch alle Decks. Ihr besonderer Liebling aber war und blieb unser Bizeflugmeister Fabel. Ihm trug sie alle ihre kleinen Wünsche zu. Aber auch für die Leiden und Mißgeschicke hatte der liebe, gute „Flying-Master“ Verständnis. Oft kam es vor, daß Anita ihr Kleidchen zerrissen hatte, dann zog der Flugmeister mit Anita zum Bordschneider, und der besserte so gut aus, daß Mami „fast“ nichts merkte. Ueberraschend schnell lernte die Kleine die deutsche Sprache. Oft waren es natürlich nicht die besten Ausdrücke, die sie am fließendsten beherrschte. Anita war aller Liebling und ist es auch bis zum letzten Augenblick geblieben.

Arno Trunk
(Fortsetzung folgt)



Der gut vorbereitete Ausflug zum „Timpfen“ in Esborn nahm einen schönen Verlauf! Die Mitglieder mit Angehörigen verlebten in der schönen Gegend einige genußreiche Stunden bei Spiel, Gesang und Tanz, wobei der Tanz allerdings infolge der Hitze etwas zurückstehen mußte. Besonderen An-

klang fanden das Preisschießen für Herren und das Preissegeln für Damen. Nur zu schnell verging der schöne Nachmittag. Die bei der Rückfahrt bereits traditionell gewordene Wartezeit wurde bei Gesang und humorvoller Unterhaltung auf dem Bahnhof gut überstanden. Gegen Mitternacht trafen alle wohlbehalten wieder in Witten ein.



Aufnahme (3): Lindemann

Sommerausflug des „Männergesangsvereins Gußstahlwerk Witten 1875“

FÜR DEN FEIERABEND

Im Osten nur Sümpfe?

Eine Berliner Zeitung enthielt kürzlich einen entzückenden Druckfehler: sie schrieb nämlich, daß die Polen sich bald in die polynesischen Sümpfe zurückziehen müßten, wenn sie keine Vernunft annähmen. Gemeint waren die „polesischen“ Sümpfe. Wie vielfach Druckfehler, ist auch dieser typisch: Der Osten Polens ist manchem noch so wenig gefällig, daß er ihn gerne in den fernsten Osten verlegt — nach Polynesien. Außerdem meint er ja, daß es sich um wertlose Sümpfe handelt, für die sich niemand interessiert.

Gewiß: der Rand der polnischen Brezel ist im Nordosten nicht so kräftig und knusprig wie im Südwesten. Er ist auch im Augenblick gar nicht da, sondern nur „unsichtbar“ vorhanden. Das klingt paradox, ist aber wahr.

Es ist falsch, die Wirtschaft Polens lediglich danach zu beurteilen, wie sich die bisherige polnische Politik entwickelt hat. Wir wissen doch, daß der Aufbau Gdingens und des zentralen Industrierivers um Sandomir nicht aus wirtschaftlichen Gründen erfolgte, sondern politisch für notwendig gehalten wurde. Diesen politischen Aufgaben zuliebe wurden Wirtschaftszweige wie der Kohlenbergbau künstlich aktiviert, um die nötigen Devisen zu sichern. Auf der anderen Seite ließ man die Finger von allen Problemen, die nicht rasch zur Lösung gebracht werden konnten. Zu diesen Problemen gehörten und gehören auch die Fragen der wirtschaftlichen Entwicklung der Nordostgebiete und Polesiens.

Typisch für die Vernachlässigung dieser zumeist von Weißrussen besiedelten Gebiete ist folgendes: Obwohl im sogenannten „Wilna-Korridor“ überwiegend mitteltiefe Ackerböden vorhanden sind, gehört er zu den Gauen Polens, die Brotgetreide zusätzlich beziehen müssen. Vergleicht man die agrarwirtschaftliche Entwicklung mit der anderer Gebiete, so werden die Gründe sofort klar. Die ukrainische Woiewodschaft Tarnopol hat besseren Boden, das gleichfalls ukrainische Mittelwohynien, die Woiewodschaft Bialystok und der größte Teil Mittelpolens verfügen jedoch nicht über bessere Ackerböden und gehören doch zu den Ueberschußgebieten. Es liegt also nicht am Boden, sondern am Menschen. Charakteristisch ist nun für die nördlichen Ostgebiete, daß einige wenige polnische Großgrundbesitzer über mehr als die Hälfte des Landes bestimmen, während der weißrussische und (im Süden) ukrainische Bauer lediglich Zwergebefitz verwaltet. In Polesien gibt es 134 000 Wirtschaften mit einer durchschnittlichen Acker-nahrung von vier Hektar, daneben aber 530 Großbetriebe, denen 1 675 000 Hektar oder rund 50 Prozent des gesamten Landes zur Verfügung stehen.

Diese 530 Latifundienbesitzer kümmern sich so wenig um ihren Besitz, daß sie gemeinhin die Größe nicht angeben können; die schlechte Bewirtschaftung ist schon daraus zu ersehen, daß der Anteil des brachliegenden Landes durchschnittlich 33,5 Prozent beträgt. Dieser Großbesitz ist ernährungswirtschaftlich unproduktiv. Aber auch der bäuerliche Klein- und Mittelbetrieb ist wenig leistungsfähig, weil selbst bei einem kleinen Besitz von fünf Hektar eine Zersplitterung in bis zu hundert kleine Streifen vorliegt. Der ganze nördliche Osten Polens bedarf also dringend einer wirklichen Agrarreform: gelingt der Aufbau einer gesunden Agrarwirt-

schaft, so wird das ganze Land für seinen Besitzer von hohem landwirtschaftlichem Wert.

Eine Agrarreform genügt freilich nicht. Vergleicht man die weißrussischen Gebiete Polens mit denen der Sowjetunion, so ist ein Unterschied unverkennbar. Während von Minsk aus unzweifelhaft Anstrengungen gemacht sind, das Analphabetentum zu beseitigen, hat Polen zunächst das von der deutschen Militärverwaltung eingerichtete weißrussische Schulwesen zerstört, Schulen mit rein polnischem Unterricht für die Kinder der zugewanderten Beamten und Militärsiedler eingerichtet und dadurch „erreicht“, daß der ganze Nordosten das gesegnete Land des Analphabetismus ist. In den drei nordöstlichen Woiewodschaften werden auch heute noch rund 40 Prozent der schulpflichtigen Kinder durch Schulen nicht erfaßt. Nach der amtlichen polnischen Statistik können in diesem Gebiet rund 50 Prozent der ländlichen Bevölkerung weder lesen noch schreiben. Wie ist hier landwirtschaftlicher Fortschritt möglich?

Diese Vernachlässigung ist deshalb besonders bedenklich, weil das ganze Gebiet große Möglichkeiten bietet. Eine Melioration des in der Tat sumpferreichen Polesien würde 2 000 000 Hektar gutes Ackerland schaffen, das heißt 133 000 ostslawische Bauernfamilien könnten einen Besitz von 15 Hektar durchschnittlich erhalten — einen Besitz, dessen Größe dem weißrussischen und ukrainischen Bauern mit seinen 2 bis 7 Hektar heute noch als goldene Zukunftssage erscheint. Eine umfassende Entwässerung Polesiens würde nicht nur Ackerland bilden, sondern zugleich riesige Moor-bodenflächen entstehen lassen, deren Wert als Heizmittel, ferner als Rohstoff für das Bauwesen (Holzwerkstoff) und zu errichtende Wärmekraft-Elektrizitätswerke nicht zu unterschätzen ist. Die bei dem Bau des 160 Kilometer langen Dnjeprstaues bei Dneprpetrowsk gesammelten Erfahrungen gelten aus geographischen Gründen weithin auch für Polesien.

Der Nordosten ist also wirtschaftliche Reserve. Er ist es nicht nur in agrarischer Hinsicht. Mehr als ein Viertel ist Waldland, die holzwirtschaftlichen Möglichkeiten sind jedoch nicht entfernt ausgenutzt. Der industrielle Sektor ist höchstens embryonal entwickelt, obwohl auch hier Möglichkeiten vorhanden sind. Ansjähe zu wirtschaftlichem Aufstieg werden sofort durch das Judentum vernichtet, das sich wie Meltau auf das ganze Land legt. In den drei Nordostwoiewodschaften gehören allein 38 Prozent der städtischen Bevölkerung der jüdischen Rasse an. Die Gesamtzahl der Israeliten dürfte heute in Polen rund 3 Millionen betragen. Ist es da ein Wunder, daß das ganze polnische Land verarmt, zumal sich der polnische Staat um nichts kümmert.

Heute gibt es im nördlichen und mittleren Osten Polens überwiegend nur Sümpfe. Läßt sich das vor Europa rechtfertigen? Ist es zulässig, daß der militärische Gesichtspunkt, daß Sümpfe eine bequeme Verteidigungsstellung ermöglichen, über ernährungswirtschaftliche Notwendigkeiten weiterhin triumphiert?

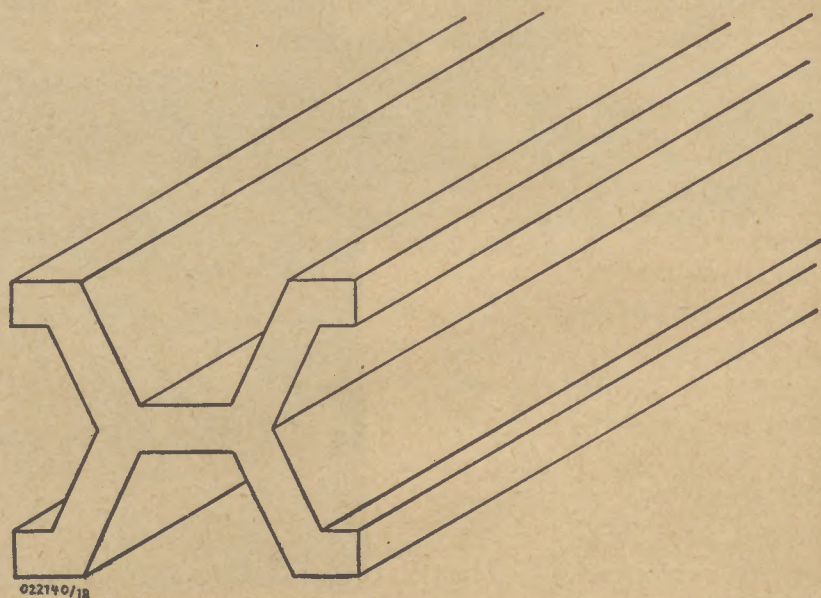
Betrachtungen über das Armet

Im Pavillon des „Internationalen Bureau für Maß und Gewichte“ in Paris ruht in einem besonderen Raume hinter schweren eisernen Türen das Armet. Diese Türen öffnen sich nur, wenn nach Verlauf einiger Jahre die „Internationale Konferenz“ in Paris tagt. Im Beisein der Abgeordneten der beteiligten Länder wird dann das Armet mittels besonders feiner Apparate ausgehoben, dann vergleichen die Delegierten der Staaten die nach Paris beförderten Normalstäbe ihrer Länder. Das Normalmet für Deutschland wird in der Physikalischen Technischen Reichsanstalt zu Berlin aufbewahrt. Das Material des Armetes besteht aus einer Legierung von 90 Prozent Platin und 10 Prozent Iridium, einem silberweißen, sehr harten Platinmetall.

Ungeheure Vorarbeiten mußten geleistet werden, um das Armet festzulegen. Die Gelehrten der damaligen Zeit suchten nach einer Möglichkeit, einen unabänderlichen Maßstab zu finden, der alle Zeiten überleben würde. Sie kamen zu dem Entschluß, den vierzigmillionsten Teil des Erdmeridians zu nehmen. Hieraus ergab sich die Notwendigkeit, den Erdmumfang zu messen. Man stelle sich den Erdmeridian als in vier Teile geteilt vor, dann nennen wir die Strecke des vierten Teiles den Erdmeridianquadranten. Der zehn-millionste Teil des Quadranten ist nun unser Meter.

Eine Anzahl wissenschaftlicher Expeditionen wurde nun im Jahre 1790 eingesetzt und nach jahrelanger, mühsamer Arbeit wurde dann das Maß der Erde festgelegt. Verschiedene Forscher hatten viele Schwierigkeiten zu überwinden, so der hervorragende Physiker Arago. Er wurde, als er den Bogen Barcelona — Dünkirchen messen wollte, von Seeräubern gefangen-genommen und mußte, als Sklave behandelt, bei ihnen bleiben. Doch seine Mitarbeiter konnten die Arbeiten glücklicher fortsetzen.

Der Gedanke, die Erde zu messen, reicht bis ins Altertum zurück. Zur Zeit Aristarchs kam der scharfsinnige Kleomedes zu der Feststellung: „Der Meridian oder Mittagkreis ist der größte Kreis der Erdoberfläche, der durch beide Pole und einen bestimmten Ort geht.“ Dadurch kam man zu der Erkenntnis, daß alle Orte, die unter demselben Meridian liegen, zu gleicher Zeit Mittag haben.



Form des Armetes

Eratosthenes, dem wir die Gradmessung verdanken, berechnete aus der Winkeldifferenz der Sonnenstrahlen zweier Orte den Erdmumfang mit 250 000 Stadien (1 Stadion = 184,7 Meter), also mit 46 Millionen Meter.

Ein französischer Arzt machte im Jahre 1525 Messungen mittels Umdrehungen des Rades eines Wagens, den er fuhr. Er bestimmte einen Breitengrad mit 57 047 Toisen (1 Toise = 1,949 Meter), bei 360 Graden, einen ziemlich genauen Wert unseres heutigen Erdmumfangs. Die Toise ist ein Eisenstab, der auf Grund von Gradmessungen in Peru, also auch seine Maße von der Erde ableitete, in Frankreich angefertigt wurde.

Doch nun zurück zu unseren eingangs erwähnten Messungen. Am 25. Juni 1800 wurde von einer Kommission des französischen Staates auf Grund der damaligen Messungen unser heute noch gültiges Meter eingeführt. Doch schon einige Zeit später hatte der deutsche Physiker Bessel nachgewiesen, daß man sich damals um rund 3420 Meter vermessen hatte. Diese Beweisführung rief in der Gelehrtenwelt große Bestürzung hervor. Sie hielten lange Sitzungen ab, doch entschieden sie sich dahingehend, daß das bereits eingeführte Maß bestehen bleiben sollte.

Auch von anderer Seite wurde die Exaktheit des Urmaßes angezweifelt. Man machte Einwendungen, das neue Meter sei gar nicht wissenschaftlich genau, da man den Teil eines Umfanges als Maßstab zum Messen gerader Strecken gewählt habe. Es wurde vorgeschlagen, einen Teil der Polarachse als Maßstab zu wählen, um ein einwandfreies Längenmaß zu erhalten.

Da die Grundlage unseres Gewichtssystems, das Kilo, genau ein Kubikdezimeter Wasser ist, also auch von unserem Meter abhängig ist, treten hier dieselben Differenzen auf, doch kommt hier noch ein zweiter Fehler hinzu. Man war damals noch nicht in der Lage, das Wasser luftleer zu machen, daher wog man immer etwas Luft mit. Erst jetzt ist es gelungen,

vollständig luftfreies und chemisch reines Wasser herzustellen. Unter diesen Voraussetzungen hat man nun ein Kubikdezimeter Wasser bei 4 Grad Celsius gewogen und dabei festgestellt, daß das Gewicht auch hier abweicht.

Wir sehen also, daß unsere Maße, mit denen wir messen, nicht genau sind, doch da wir den Fehler kennen, fällt er nicht so sehr ins Gewicht. Sollte nun einmal der Fall eintreten, daß das Urmeter durch Krieg, Erdbeben oder andere Katastrophen vernichtet würde, müßte man normalerweise die Erde noch einmal messen. Doch das ist heute nicht mehr nötig, denn wir können jederzeit das Urmeter wieder herstellen. Wie ist das nun möglich?

Wir wissen, daß sich das Licht durch Schwingungen fortpflanzt. Jede dieser Schwingung oder Welle hat eine gleichbleibende Länge. Diese Länge ist bei den verschiedenen Farben verschieden. Zur Vergleichung des Meters ist nun die Lichtwelle des roten Strahles aus dem Spektrum des Radium-Elementes genommen, das entspricht bei einem Meter 155 316,5 Wellenlängen dieser Linie. Wir haben also heute eine Maßeinheit, die in alle Zeiten unabänderlich ist, denn sollte selbst die Erde ihre jetzige Form ändern, so werden doch die Radiumlinien immer dieselben bleiben.

Raudszus, Werk Annen

SPORT IN UNSEREN WERKEN

Unsere Erfolge auf dem Werksportfest der Vereinigte Stahlwerke A.G. in Krefeld

Aufn. (4): Corré

Die Arbeitsgemeinschaft der Betriebsportvereine (früher Werksportvereine) der Vereinigte Stahlwerke A.G. veranstaltete am Samstag, dem 19. August, und Sonntag, dem 20. August, ihr achties Werksportfest auf der mustergültigen Edelfahl-Kampfbahn in Krefeld. Es waren ungefähr 4000 Wettkämpfer am Start.

Als vor ungefähr neun Jahren die Arbeitsgemeinschaft der Werksportvereine der Vereinigte Stahlwerke A.G. gegründet wurde, waren es nur

geschlossen und nahm zum ersten Male am Werksportfest der Vereinigte Stahlwerke A.G. teil.

Auf diesem Fest der Leibesübungen meinte es die Sonne viel zu gut mit den Hunderten von Kämpfern auf grünem Rasen und Mähenbahn, auf den Tennisplätzen sowie Schießständen. Nur die Schwimmer waren besser daran und fühlten sich wohl in ihrem nassen Element. Der Samstag, der 19. August, war turnerisch-sportlichen Wettkämpfen gewidmet. Man



Die Wasserballmannschaft vor dem Start



Quartier der Leichtathleten: Jugendherberge Krefeld

ehr wenige, die sich zusammengeschlossen hatten; heute gehören der Arbeitsgemeinschaft 46 Betriebsportgemeinschaften mit 40 000 Mitgliedern an. Auch unsere BSG. ist mit 1300 Mitgliedern der Arbeitsgemeinschaft an-

sah schon in diesen Vorkämpfen und Vorentscheidungen auf allen Gebieten sehr beachtliche Leistungen, die sich am Sonntag noch steigern sollten. Die entscheidenden Kämpfe fanden dann am Sonntag statt.



Unsere Wettkämpfer auf dem Sportplatz in Spröndental



Unsere 3mal-100-Meter-Lagenstaffel

Unsere Vorbereitung für das Werksportfest bildete das Hartfortbergfest in Wetter. Hier konnten wir elf Siege, darunter drei 3. Siege, auf unserem Konto buchen. Die Wasserballmannschaft konnte in den Vorrundenspielen Hüttenverein Hörde mit 18:2 und Hüttenverein Dortmund mit 6:2 abfertigen und kam somit in die Endrunde um die Kongressmeisterschaft. Um aber in Krefeld gut abschneiden zu können, war ein hartes Training erforderlich. Man konnte in den Trainingsstunden feststellen, wie eifrig jeder bei der Sache war, denn jeder wollte auf dem Werksportfest in Krefeld Sieger werden. Und wirklich — es hat geklappt. Von 38 Wettkämpfern konnten 21 einen Sieg erringen. Freude strahlte aus den Gesichtern der Kämpfer, als sie nach Beendigung des Kampfes feststellten, daß sie die erforderliche Punktzahl zum Sieg und noch darüber hinaus erreicht hatten.

Siegerliste

Dreikampf der Jungmannen:

Wolkowiat, Karl-Heinz, 8. Sieger, 1470,5 Punkte
Fleer, Heinz, 16. Sieger, 1381,0 Punkte
Knaup, Emil, 27. Sieger, 1303,4 Punkte
Sommer, Willi, 28. Sieger, 1293,4 Punkte
Post, Hermann, 39. Sieger, 1223,3 Punkte

Fünfkampf, Klasse B (Männer):

Karries, Herbert, 25. Sieger, 2552,1 Punkte

Dreikampf, 40 bis 50 Jahre:

Sorré, Karl, 1. Sieger, 51 Punkte

100 Meter Kraulschwimmen, Klasse 2:

Biermann, Adolf, 1. Sieger, 1.14,9 Minuten

100 Meter Brustschwimmen für Männer:

Biermann, Adolf, 1. Sieger, 1.25,7 Minuten

100 Meter Brustschwimmen für Frauen:

Heinemann, Elisabeth, 5. Sieger, 1.59,9 Minuten

Zweibahnen-Rüdenschwimmen für Männer über 32 Jahre:

Schweizer, Bruno, 3. Sieger, 1.02,9 Minuten

Zweibahnen-Brustschwimmen für Männer über 40 Jahre:

Biermann, Otto, 1. Sieger, 0.59,3 Minuten

Bauer, Philipp, 3. Sieger, 1.14,2 Minuten

Kleinkaliberschießen:

Meyer, Richard, 3. Sieger, 53 Ringe im knienden Anschlag

Fachart Ringen:

Zanowski, Stefan, 2. Sieger, Bantamgewicht

Bedhuis, Wilhelm, 3. Sieger, Federgewicht

Gollan, Georg, 4. Sieger, Mittelgewicht

Wohlfahrt, Wilhelm, 4. Sieger, Halbschwergewicht

Fachart Gewichtheben:

Krüger, Otto, 6. Sieger, Federgewicht

Segja, Josef, 4. Sieger, Mittelgewicht

Wasserballendspiel:

BSC. Edelfahl (Krefeld) gegen BSC. Ruhrstahl (Witten) 7:1 (4:0)

In stolzer Freude möchte ich allen Teilnehmern der Wettkämpfe, den Siegern sowie auch denen, die in diesem harten Kampfe keinen Sieg erringen konnten, für die guten Leistungen Anerkennung und Dank aussprechen. Sie alle tragen dazu bei, Namen, Achtung und Ehre der Betriebsportgemeinschaft Gussstahlwerk Witten und des ganzen Werkes zu vergrößern.

In diesem Sinne: „Glückauf zum nächsten Kampf!“

Sorré

DIE ECKE DES SCHACHSPIELERS

War das Schachspiel den Wikingern schon bekannt?

In der Geschichte des Schachspiels wird heute allgemein folgendes angenommen: „Das Schachspiel ist in Indien einige wenige Jahrhunderte vor der Zeitwende erfunden worden und kam auf dem Wege über die Perser zu den Arabern und durch diese bei ihrem Einfall in Spanien nach Europa. Dieser Weg ist auch, um keinen Irrtum aufkommen zu lassen, in seinen hauptsächlichsten Orts- und Zeitpunkten dokumentarisch zu belegen und wohl nicht mehr anzuzweifeln. Aber er beweist nur die Möglichkeit einer Rückwanderung alten arischen Geistesgutes. Es sind so viele Anzeichen für eine selbstständige Kenntnis des Schachspiels oder zumindest eines ähnlichen Brettspiels im Norden Europas vorhanden, daß es sich lohnt, hier eine Untersuchung anzustellen. Das Schachspiel der Ströbeker Bauern, worüber wir in einem der nächsten Hefte berichten, war dem von Spanien kommenden Schach ganz entgegengesetzt. Der derzeitige Befürworter des spanisch-arabischen Schachspiels, der Priester Konrad von Ammenhufen, war natürlich sehr erstaunt, als er in Deutschland ein ganz anders geartetes Schach vorfand, und die „Ströbeker Bauern“ nannten dieses spanisch-arabische Schach das „Welische“ Schach, im Gegensatz zu ihrem von alters her überlieferten Kurierschachspiel. Jedenfalls hat sich bei uns das sogenannte „Welische“ Schachspiel durchgesetzt und wird fast ausschließlich nur in der Form gespielt.“

Haben nun tatsächlich die Wikingen das Schachspiel schon gekannt, ehe die nordischen Länder in den Strudel der gesamteuropäischen Geschichte einbezogen wurden?

Die große Zeit der Wikingen war etwa von 800 bis 1200 neuerer Zeitrechnung. Bei den Normannen, diesem Zweig der Wikingen, die von der Mitte bis Ende des 9. Jahrhunderts ihre Staatengebilde in Sizilien, Unteritalien und Nordfrankreich errichteten, könnte noch von einer Befruchtung durch die Araber in bezug auf das Schachspiel die Rede sein. Aber von den Wikingern, die Island und Grönland besiedelten, die in Rußland das Warägerreich gründeten und bei denen das Christentum erst ab 1000 neuerer Zeitrechnung Eingang fand, ist kaum eine so wesentliche Beeinflussung durch den Orient anzunehmen. Und gerade diese Wikingen sind reich an Berichten, Erzählungen und Sagen, die alle Kunde von der Beschäftigung mit dem Brettspiel geben.

Wir wollen uns dabei nicht unbedacht lassen. Diese Götter- und Helden-sagen sind fast durchweg erst nach dem Jahre 1000 niedergeschrieben worden. Besonders das 13. Jahrhundert spielt hier eine große Rolle, wenn auch Teile der älteren Edda dem 9. Jahrhundert zugesprochen werden. Aber es ist wohl anzunehmen, daß es sich bei den Brettspielen um eine von Väterstagen her geübte Beschäftigung handelt, denn einerseits sind in den tausend Jahre älteren Germanengräbern des Bimoores auf Fünen schon Spielbretter gefunden worden und andererseits würde man nicht ausgerechnet den Göttern in den Schöpfungstagen das Spiel am Brett zugerechnet haben.

Denn nach der Edda (Völuspa, der Seherin Gesicht) spielten die Asen auf dem Idafeld Brettspiele:

„Die Asen eilten zum Idafeld,
Die Heiligtümer hoch erbauten.
Sie setzten Herde, hämmerten Erz,
Sie schlugen Zangen, schufen Gerät,
Sie pflogen heiter im Hofe des Brettspiels.
Nichts aus Gold den Göttern fehlte — —.“

(Nach Genzmer und Neefel)

Und Hoops sagt, daß nach dem Weltuntergang bei der Neuerrichtung der Götter- und Menschenwelt diese Spielbretter („die wunderbaren goldenen Tafeln“) wieder aufgefunden und von dem neuen Göttergeschlecht in Anspruch genommen würden.

In der Hervarar-Saga gibt Odin, als blinder Gast verkleidet, dem König Heidrek Brettspielaufgaben zum Lösen auf. Es könnte sich hier um eine Art Schachspiel handeln, denn dieses Spiel Irtreksfahl wurde mit 16 oder 32 Steinen gespielt und besaß zwei Königsteine (den „Irtrekr“, ein Odinsname, und den „Andadr“, ein Riesennamen). In derselben Sage und in dem Isländischen Valdrheimafund wird ferner ein Spiel erwähnt namens „Hnefatafl“, das auf quadratischen Feldern mit halbkugelförmigen Knochensteinen gestaltet wurde. Das Spiel dreht sich in der Beschreibung gerade um eine Hauptfigur (Hnefi), die der dunklen Partei angehört. Auch diese Ausführungen sind von Hoops übernommen.

Von Vasa sagt: Nach der 1210 bis 1240 geschriebenen Heimskringla-Saga von Snorre Sturleson soll Ranuth der Große von Dänemark 1027 seinen Schwager Alfr nur deshalb haben umbringen lassen, weil dieser ihm in einem Schachkampf einen Springer geschlagen und den Zug nicht zurückgeben wollte.

In der Orkneyinga-Saga heißt es „Ich weiß neun Künste: Brettspiel, Runenschrift, Lesen, Schmieden, Eislaufen, Bogenschießen, Singen zur Harfe und manche Lieder.“ (nach der Uebersetzung durch Maßmann, nur daß dieser glatt Schachspiel statt Brettspiel sagte, was aber noch zu unbegründet erschein).

In der bekannten Frithjof-Saga wird erzählt, wie Hilbing zu Frithjof gesendet wird, um Hilfe für König Velas Söhne zu erbitten. Aber da sah Frithjof mit Björn am Spielbrett. „Frithjof, sat at hnefatafl.“ (Es handelt sich hier also wieder um das „Hnefatafl“, das wir vorher bereits erwähnt haben.) Frithjof beantwortete nach der Sage die Fragen des Hilbing aber nur indirekt, indem er ruhig sein Spiel mit Björn fortsetzte und nur durch das Spielgespräch die Antwort erraten läßt. Einmal sagt er zu Björn: „Heldr mun ek setja at hinni rauthu töflunni . . . uff.“ Nach der freien Uebersetzung von Maßmann heißt dies: „Da ist ein leerer Platz, Streitbruder, dein Stein dort steht entblößt, doch brauchst du deshalb deinen Zug nicht zu ändern, denn ich will gegen den roten Stein ziehen und sehen wie er gedeckt ist. Dann wieder spricht er: „Tha mun rath at sitja fyrst at hnefamum.“ Maßmann sagt hierzu: „Dann nimm meinen Rat, zuerst den Königstein anzugreifen.“ Ganz unvoreingenommen kann man doch feststellen, daß diese Sätze recht gut für ein Schachspiel passen würden. Ueberhaupt war Island bis ins 18. Jahrhundert hinein ein Eldorado für Schachspieler. Reiseberichte aus der Zeit (1563, 1644, 1750 und 1752) geben Kunde, daß das bis dahin fast von jedem Verkehr mit der übrigen Welt abgeschnittene Island eine ganze Reihe hervorragender Meister im Schachspiel aufzuweisen hatte, daß die isländischen Bauern allgemein die langen Winter-nächte durch eifriges Spielen verkürzten, daß sie zwei Schachspielarten kannten — das „jungfra-schach“ und das „riddare-schach“ (nach Maßmann). — Wenn Bauern Brettspiele spielen, so tun sie das nur, weil es die herkömmliche Sitte verlangt. Das Beispiel der Bauern aus dem mitteldeutschen Dorf Ströbeck ist dafür ein gültiger Beweis. Und dann, wenn die alten isländischen Helden, die Wikingen, die ja auch nur Bauern waren, Schach oder ein ähnliches Spiel spielten, warum sollten ihre Nachfahren ausgerechnet erst von fremder Seite dieses Brettspiel kennen-gelernt haben?

Zudem wurden auf dem schottischen Eiland Lewis 1832 auf einer Sandbank 67 Schachfiguren gefunden. Die Figuren sind kunstvoll aus Fisch- oder Walroßbein geschnitten und mit zahlreichen Ornamenten versehen. Aber diese Ornamente zeugen so unzweifelhaft für eine Herkunft der Schachsteine aus der Wikingenzeit, daß allgemein angenommen wird, sie stammten von einem gestrandeten nordischen Schiff, das Schach-



König (Vorder- und Rückansicht)



Turm



Turm



Bauer



Sogenannte nordische Schachrune

spiele als Handelsgut mitgeführt hatte. (Wir zeigen einige Abbildungen dieser Steine.) Vergleiche werden zeigen, daß sie recht gut zu den Schnitzereien nordischer Stadtkirchen oder noch treffender zu den Funden des Osebergsschiffes passen. Und zum Schluß sei es gestattet, eine nordische Rune anzuführen, die Mahmann, Bernhard Körner und die „Schachzeitung der Berliner Schachgesellschaft“ von 1861“ veröffentlichten. Sie soll die „Schachrune“ ge-

wesen sein, um das Schachspiel zu gewinnen“. Leider konnte ich Beweise für ihre volle Gültigkeit noch nicht auffinden, sagt Walter Blachetta in der Zeitschrift „Schach“.

KLEINE MITTEILUNGEN

Unsere Jubilare

Henrichshütte Hattingen



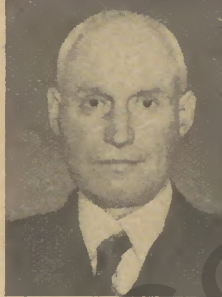
Auf eine fünfundzwanzigjährige Tätigkeit konnten zurückblicken:

Links:

Heinrich Groos
Hobeler, Mech. Werkst. I
am 1. September 1939

Rechts:

Heinrich Strume
Revisor, Walzwerk
am 2. September 1939



Gussstahlwerk Witten

Josef Herwig, Hobeler, B.W. 1, am 1. September 1939.



Gussstahlwerk Witten

Alfred Klesch	Hammerwerk I	18. 8. 39
Paul Beintmann	Kranführer	19. 8. 39
Wilhelm Möde	Drahtw.-Zur.	29. 8. 39
Friedr. Klusmann	Drahtwalzwerk	30. 8. 39
Emil Knepper	Hammerwerk III	31. 8. 39
August Ollesch	B.W. 4	25. 8. 39

Henrichshütte Hattingen

Karlheinz Kuhlhaas	Mech. Werkst. I	16. 8. 39
Heinrich Böhnner	Mech. Werkst. II	10. 6. 39
Wilhelm Fels	Hochofen	29. 8. 39

Annener Gussstahlwerk

Walter Volke	Rep.-Betrieb	12. 8. 39
Paul Wessel	Puherei 3	18. 8. 39
Richard Schulte	Puherei 3	25. 8. 39
Anton Reuchel	Martinwerk	28. 8. 39

Gussstahlwerk Witten

Ein Sohn:

Johann Götting	Zur.-Blockw.	21. 8. 39	Hans Günter
Paul Brinkmann	Z.B.	24. 8. 39	Karl
Waldemar Birk	Grobwalzwerk	25. 8. 39	Manfred
Stephan Niedzwiedzinski	Drahtwerke	31. 8. 39	Gilbert
Franz Ditz	B.W. 4	2. 9. 39	Helmut
Anton Dethlefsen	Stahlwerk	2. 9. 39	Wolfgang
Gerhard Wortmann	B.W. 4	5. 9. 39	Harald

Geburten

Eine Tochter:

Franz Otto	Hammerwerk I	24. 8. 39	Hannelore
August Wiese	Schmiedew.	26. 8. 39	Ursula
Wilh. Möllenberg	Zurichterei	31. 8. 39	Helga
Stefan Przhgoda	Schmiedew.	2. 9. 39	Ruth
Oskar Bornmann	Zur.-Blockw.	31. 8. 39	Ursula

Henrichshütte Hattingen

Ein Sohn:

Paul Bajinski	Hochofen	23. 8. 39	Wilfried
Friedr. Noreit	Gießerei	28. 8. 39	Berner-Helmut
Johann Willems	Stahlgießerei	26. 8. 39	Heinz-Dieter
Erwald Gantenberg	Hochofen	28. 8. 39	Hans-Dieter
Karl Reumann	Hammerwerk	28. 8. 39	Helmut
Artur Behle	Hochofen	26. 8. 39	Friedhelm
Max Bier	Stahlgießerei II	26. 8. 39	Heinz-Dieter
Friedr. Obermeier	Stahlpuherei	29. 8. 39	Dieter
Franz Simons	Mech. Werkst. IV	29. 8. 39	Heinz

Eine Tochter:

Hermann Prompe	Stahlwerk I	23. 8. 39	Ingrid
Otto Szutowski	Hochofen	26. 8. 39	Christel
Heinz Gieseler	Mech. Werkst. III	28. 8. 39	Annette
Heinrich Riß	Mech. Werkst. VI	29. 8. 39	Ingrid

Stahlwerk Krieger

Ein Sohn:

Walter Horn	Bearb.-Werkst.	25. 8. 39	Walter Bernhard
Josef Bedinger	Techn. Büro	17. 8. 39	Ursula Franziska
Heinrich Müllers	Stahlwerk	19. 8. 39	Maria
			Luise

Annener Gussstahlwerk

Ein Sohn:

Hugo Brauer	Kalkulation	17. 8. 39	Hugo
Otto Welschhoff	Rep.-Werkst.	22. 8. 39	Otto
Otto Herröder	Sandstrahlgebläse	22. 8. 39	Karl-Heinz
Otto Heinemann	Bearb.-Werkst. II	24. 8. 39	Klaus-Dieter
Bernhard Würz	Angestellt, L.B.	28. 8. 39	Hans Joachim

Eine Tochter:

Helmut Kolb	Lohnbüro	23. 8. 39	Irnhild
Albert Rost	Elektro-Werkst.	23. 8. 39	Brigitte
Josef Stof	Elektro-Werkst.	26. 8. 39	Enka
Walter Scheuer	Elektro-Werkst.	28. 8. 39	Wendthild

Sterbefälle

Stahlwerk Krieger

Gesellschaftsmitglied Johann Bergs	Sandpuherei	24. 8. 39
---------------------------------------	-------------	-----------

Annener Gussstahlwerk

Willi Westermann	Bearb.-Werkst. I	18. 8. 39
------------------	------------------	-----------

Nachruf

In den Folgen eines Unglücksfalles verschied am 27. 8. 39 unser Gefolgschaftsmitglied

Herr Franz Reßner

Wir verlieren in dem Verstorbenen einen fleißigen, pflichtbewußten Arbeitskameraden, der erst kurze Zeit in unserem Walzwerk tätig gewesen ist.

Sein Andenken werden wir stets in Ehren halten.

Der Führer des Betriebes und die Gefolgschaft
der Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Henrichshütte

Nachruf

Am 24. August 1939 verstarb plötzlich und unerwartet an einer Lungenentzündung unser Gefolgschaftsmitglied

Herr Johann Bergs

im Alter von 47 Jahren.

Der Verstorbene stand seit dem Jahre 1937 in unseren Diensten und hat sich stets als ein fleißiger Mitarbeiter und guter Arbeitskamerad erwiesen. Wir werden ihm ein ehrendes Gedenken bewahren.

Der Führer des Betriebes und die Gefolgschaft
der Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Stahlwerk Krieger



27. Deutsche Ostmesse Königsberg vom 20. bis 24. August 1939

Gemeinschaftsstand der Ruhrstahl-Werke

Die Ostmesse in Königsberg ist nach wie vor Ausgangspunkt der deutschen Handelsbeziehungen zum weiten Wirtschaftsraum des Ostens. In diesem Jahre stellten auf einem Gelände von 110 000 Quadratmeter über 2400 Firmen des In- und Auslandes ihre Erzeugnisse aus. Die Schlageterhalle des Messegeländes war vorzugsweise den technischen Werkstoffen, der Maschinen-, Elektro- und Gastechnik eingeräumt worden. In dieser Halle hatte die Ruhrstahl A.-G., Witten, einen Gemeinschaftsstand von 115 Quadratmeter Grundfläche für eine umfassende Schau ihrer Werke Witten, Hattingen, Gelsenkirchen, Annen und Brackwede aufgebaut. Die Ruhrstahl-Schau ging von der Erkenntnis der Absatzmöglichkeiten für Stahlerzeugnisse in Ostpreußen und den Ländern des Ostens aus. Einen breiten Raum hierin nahm deshalb das Gebiet des Stahls und der Stahlteile für landwirtschaftliche Maschinen und Geräte sowie der Bedarf für Eisenbahnen jeder Art, vorwiegend Radfahrzeugmaterial, ein. Die Edel- und Sonderstähle der Werke Witten und Hattingen, dargestellt durch Werkzeuge, Geräte, Armaturen und Maschinenteile, wie solche auch im Osten hergestellt und vertrieben werden, ferner Stahlblech-, Zieh- und Preßteile für den Waggon-, Automobil-, Wagen- und Apparatebau ergänzten vertriebsrichtig die Ruhrstahl-Schau. Nebestehende Abbildungen vermitteln eine Vorstellung von der repräsentativen Gestaltung des Standes, der von den Messebesuchern stark beachtet wurde.

Die Ruhrstahl A.-G., Witten, die den Wert der Ostmesse Königsberg als Mittler zwischen Erzeugern und Verbrauchern nach dem Osten hin schon vor Jahren erkannte und dieses durch eine viermalige Messebeteiligung bisher zum Ausdruck brachte, ist stolz darauf, durch ihre bisherigen und zukünftigen Ausstellungen in Königsberg mit zu helfen, die Entwicklung der deutschen Ausfuhr nach den östlichen Randstaaten und den zielsicheren Kampf gegen fremde Konkurrenz zu fördern.

Aufn.: Z.-Werbestelle

